DT
620.9
F47B34
1888
AFA

Baumann, O

Versuch einer Monographie von

Fernando Poo

1888.

916.6991
B34

DT
620.9
F47B34
1888
AFA

# VERSUCH EINER MONOGRAPHIE

von

# FERNANDO PÓO.

---

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung des philosophischen Doctorgrades

an der

UNIVERSITÄT LEIPZIG.

---

Vorgelegt von

OSCAR BAUMANN

AUS WIEN.

SMITHSONIAN INSTITUTION
288362
JUN 29 1931
NATIONAL MUSEUM

186201
LIBRARY OF CONGRESS
NOV 8 1888
CANCELLED
SMITHSONIAN DEPOSIT

WIEN
VERLAG VON EDUARD HÖLZEL
1888.

9166991
B34
MAA

# I.

Stellung Fernando Póo's in der Vulkankette des Guinea-Meeres. — Der Pik von Sta. Isabel. — Die Cordillera des Südens. — Der Kraterkessel von Riabba. — Flüsse und Erosionserscheinungen. — Klima. — Regenzeit und trockene Zeit. — Gesundheitsverhältnisse. — Gewöhnliche Krankheiten. — Vegetation der Insel. — Florenzonen. — Hooker's Sätze über die Flora von Fernando Póo. — Die Fauna. — Reichthum an kleinen Säugethieren. — Vögel, Reptilien, Fische und wirbellose Thiere. — Vortheile einer wissenschaftlichen Durchforschung der vulkanischen Guinea-Länder.

Fernando Póo bildet das Anfangsglied jener Kette vulkanischer Inseln, welche, vom Kamerun-Gebirge absetzend, in fast vollständig gerader Südsüdwest verlaufender Linie ins Guinea-Meer sich erstrecken. Es ist fast zweifellos, dass diese das westafrikanische Mittelmeer durchziehende Vulkangruppe einer Bruchspalte entstiegen ist, welche von Kamerun bis Annobon — vielleicht auch weit darüber hinaus [1]) — einerseits verläuft, während sie andererseits in den Rumbi-Bergen eine Fortsetzung nach dem unerforschten Innern Afrikas zu finden scheint.

Fernando Póo ist von den Guinea-Inseln dem Festlande am nächsten gelegen und nur durch eine schmale, bei halbwegs klarem Wetter übersehbare Meeresstrasse von Kamerun getrennt. Die Insel hat die Gestalt eines fast rechteckigen Trapezoides, in welches die Baien von San Carlos und de la Concepcion einschneiden, und dessen Längsachse Südsüdwest verläuft. Sie gehört zu jener Gruppe tektonischer Inseln im Sinne Hahns, welche mehr als ein Eruptions-

[1]) St. Helena, welches genau in der Verlängerung liegt und aus demselben Material (Plagioklas-Basalt-Laven) aufgebaut ist, gehört wohl noch mit zu dieser Kette.

centrum besitzen, und gliedert sich deutlich in einen Nord- und Südabschnitt oder in das Gebiet des Pik von Sta. Isabel und jenes der südlichen Cordillera. Der grössere Nordabschnitt der Insel ist fast ganz von dem mächtigen Vulkankegel des Pik von Sta. Isabel erfüllt, welchen die Bube O-Wassa nennen, und dessen Gipfel fast genau im Centrum dieses Abschnittes gelegen ist. Nach Nord und Nordost senkt er sich ziemlich sanft bis zu der in Steilwänden abstürzenden Küste. Gegen West und Nordwest fällt der Pik in jäh abstürzenden, mächtigen, Erosionsschluchten einsäumenden Felswänden zu einer nach der Küste emporgelagerten schmalen Flachlandsregion ab. Nach Osten böscht sich der Obertheil des Berges in ziemlich steilen Waldhängen nach einem langgestreckten, circa 400 *m* hohen Grasplateau ab, dessen Westrand mit starkem Gefälle gegen die Felsküste sich senkt Gegen Südwest zeigt der Pik ein mässiges Gefälle, trägt das Grasplateau von Bateï und steht durch ein relativ niedriges (876 *m* hohes) Joch mit den Gebirgssystemen des Südens in Verbindung. Obwohl der Gipfel in den Sechziger-Jahren mehrmals erstiegen worden, variiren die Angaben für seine Höhe auf den Karten doch recht bedeutend und sind, wie ich annehmen darf, meist zu hoch gegriffen. Der deutsche Botaniker Mann, welcher 1861 und 1862 den Gipfel siebenmal erstiegen hat, fand als Mittelwerth seiner barometrischen Messungen 2840 *m*. Don Julian Pellon y Rodriguez, ein spanischer Commissär, der 1861 den Gipfel erstieg und sich mehrere Tage dortselbst aufhielt, fand mit einem Quecksilberbarometer 2814 *m*, und Richard F. Burton 1863 mit dem Thermohypsometer 2820 *m*. Ich selbst habe wegen Wassermangels und ungünstiger Vegetationsverhältnisse den Gipfel nicht erreicht, auch hätte meine einmalige Aneroidbeobachtung kaum viel neues Material geliefert. Gegenüber den oben genannten Messungen, welche von gewissenhaften Beobachtern ausgeführt wurden und auffallende Uebereinstimmung zeigen, nimmt die englische Seekarte immer noch 3057 *m* als Höhe des Gipfels an. Ich glaubte jedoch, den Beobachtungen der Ersteiger ein grösseres Gewicht beilegen

zu müssen, und nahm daher auf der Karte 2850 *m* als Näherungswerth der Pik-Höhe an. Auf der Höhe des Gipfels befindet sich ein nach Mann 515 Fuss (155 *m*) tiefer, von grauen, verwitterten Basaltwänden eingeschlossener Krater, auf dessen Grund sich Vegetation und ein kleiner aus Sickerwasser bestehender Tümpel angesammelt hat. Der Gipfel kann als erloschen bezeichnet werden: Gerüchte von rothen Feuerscheinen und Rauchwolken auf demselben finden ihre leichte Erklärung in den alljährigen Grasbränden. Spuren von Ringwällen sind am oberen, grasigen Theile des Gipfels zu erkennen, der besonders am Südwesthange regelmässig gerieft erscheint. Dieser Erosionswirkung verdanken die mächtigen Felsschluchten im Westen ihre Entstehung. Von Nebenkratern mögen manche an den durch dichten Wald schwer zugänglichen Hängen des Berges zerstreut sein. In gewissem Sinne kann man auch die merkwürdige Kraterruine der Bai von Sta. Isabel als Nebenkrater des Pik auffassen. Es ist dies ein fast kreisrunder, von Steilwänden eingefasster Circus, dessen Ostrand das schmale Felsband der Punta Fernanda bildet, welches sich unterseeisch fortsetzt bis zu der Stelle, wo die Felsriffe der Enrique-Inseln die Verbindung mit dem im Westen der Bai hervorragenden Cap herstellen. Die Wände sind von horizontal geschichtetem Tuff gebildet und an der Punta Fernanda derart unterwaschen, dass man das Einstürzen dieses Felscaps befürchtet. Auf der Höhe des Plateaus, dessen Abfall den Südrand der Bai bildet, 33 *m* hoch, liegt das Städtchen Sta. Isabel, dessen Terrain sich sanft nach dem Innern zu bis zum Thale des Odje-Odje und Konsul-Flusses böscht.[1])

Schon der Anblick der Karte, welche am Westrande eine schmale, von sumpfigen Wäldern erfüllte flache Region zeigt, während im Osten das Land in Steilwänden zur See abstürzt, schon die Erwägung dieser Thatsachen allein könnte

[1]) Vide meine Abhandlung in Petermann's Mittheilungen, 1887, pag. 268, wo der Anfang dieses Capitels in Verbindung mit einer pertographischen Notiz von Dr. Max Schuster veröffentlicht ist.

zu dem Schlusse führen, dass im Osten eine Küstenverminderung, im Westen eine Küstenvermehrung stattfinde. Dies wird auch durch nähere Untersuchungen bestätigt und entspricht den Erfahrungen aller Ansiedler. Während im Osten immer neue Schollen des Basaltgesteines sich abbröckeln, wird im Westen Land angeschwemmt. Vor den grösseren Flussmündungen lagern sich Sandbarren, welche die Mündung nach links ablenken. Durch Auftauchen neuer Dünenwälle werden flache, lagunenartige Brackwasserlachen abgeschnitten, in welchen erst die Mangroven und Büsche ihr Fortkommen finden, die aber bald in sumpfigen Tropenwald sich verwandelt haben.

Wenn man eine ältere Karte von Fernando Póo betrachtet, so könnte man leicht zu der Ansicht verführt werden, als sei in der Cordillera des Südens nichts anderes als eine Rippe, oder überhaupt eine vom Pik abhängige Erhebungsmasse zu sehen. Die relative Niedrigkeit des Loïta-Passes spricht schon gegen diese Ansicht, vollständig widerlegt wird dieselbe jedoch durch den Umstand, dass die Cordillera, überhaupt das ganze Erhebungssystem des Südabschnittes sich mit fast völliger Sicherheit als älter wie der Pik bezeichnen lässt. Abgesehen davon, dass die Formen durch Humusschichten abgerundet, und der ursprüngliche Charakter kaum erkennbar ist, lässt auch eine mächtige Scholle gelben Laterites, die dem Südwesthange angelagert ist, und in welche die Erosion tiefe Hohlwege gegraben hat, auf ein höheres Alter schliessen.

Der Südabschnitt erhält seinen Charakter durch ein im Allgemeinen westlich streichendes Kammgebirge, der Cordillera de Fernando Póo, auch Cordillera Misteriosa und ähnlich benannt. Dasselbe zerfällt in zwei, durch einen Pass verbundene Grate, deren westlichster die grösste Ausdehnung und Höhe besitzt. Beide Grate tragen mehrere Gipfelkuppen, die jedoch erst am Obertheile sich abgliedern, und erhalten nur durch ihre basaltische Zusammensetzung einen vulcanischen Charakter. Am Nordhange der Cordillera, 800 *m* hoch, ist ein Hügel angesetzt, dessen Gipfel den 30 *m* breiten

Tümpel Riba na Lobe trägt, welcher von den Bube's als Teufelssee verehrt wird und wohl als Ausfüllung eines Nebenkraters anzusehen ist. Im Südosten der Insel erhebt sich eine weit mächtigere, von der Cordillera fast, vielleicht selbst ganz unabhängige vulcanische Masse. Auf der Höhe eines nach allen Seiten steil abfallenden Kegelberges dehnt sich ein flacher, von Hügeln ringförmig umschlossener Kessel aus. Es ist anzunehmen, dass wir es hier mit dem Ueberreste eines weiten Kraters zu thun haben; indem einige Bäche den Westwall durchbrechen, könnte man die Terrainbildung eine Caldera nennen. Doch ist meist mit diesem Begriffe der steiler Felswände verbunden, von welchen hier keine Rede mehr ist Es ist gewiss eine bemerkenswerthe Thatsache, dass die Ureinwohner der Insel, die Bube, in diesem Kessel ihr grösstes und wichtigstes Dorf, Riabba, besitzen, welches als der Sitz ihres obersten Königs, Moka, in hohem Ansehen steht.

Der parallel zum Meere hinstreichende Hügelzug, welcher auf seinem Rücken die Dörfer Kutari und Olobe Riabba trägt, könnte eventuell als Ueberrest eines Walles des Riabbakraters angesehen werden. Im südöstlichen, unbewohnten und völlig pfadlosen Theile der Insel verzeichnet Pellon eine ausgedehnte Caldera, die er vom Meere aus erblickt haben muss. Die Gebirge des Südabschnittes fallen meist in fast senkrechten Steilwänden gegen die See ab. Oft ist ihnen nichts als ein mächtiger Uferwall aus vulcanischen Knollen vorgelagert, an welchem die wüthende Brandung schäumt, und den die Flüsse nur schwer durchbrechen; an den östlicheren Küsten zieht sich jedoch häufig ein Sandstreifen vor dem Steilhange hin. Fast alle Flüsse stürzen in Cascaden von der Höhe herab; der sandige Strand neigt sehr zur Lagunenbildung. Die Flussmündungen erscheinen nach rechts abgelenkt Die Ufer der Baien von S. Carlos und de la Concepcion sind flach und sandig.

Wie alle vulcanischen Tropeninseln, so zeigt auch Fernando Poó eine reiche Bewässerung. Von allen Hängen rieseln zahllose Bäche mit klarem, eisenhaltigem Wasser. Auffallend ist die Erscheinung, dass die Ostküste relativ wasser-

arm gegen die Westküste ist, was in Niederschlagsverhältnissen liegen mag.

Der grösste Fluss der Insel ist der Uapa oder Shark River, welcher im Süden mündet und der einzige Fluss ist, der die steile Randstufe durchbrochen hat, während andere, wie der Elo-A, Mukokobe, Amesuwa etc. sich in Wasserfällen von derselben stürzen. Der Uapa, in dessen Mündung ein schwarzer Felsthurm sich wohl 30 *m* hoch erhebt, dürfte eine Strecke weit mit dem Canoe schiffbar sein und soll aus einem kleinen See am Südhange der Cordillera entspringen. In die Bai von San Carlos mündet der Deï und Abo, in jene der Concepcion der Malala und Mutschitschi, alle frische, klare Bergwässer. Die Gewässer der Westküste sind nicht mehr als Bäche; im Norden mündet der Mungula in mangrovereichem Aestuarium und bei Sta. Isabel der Odje-Odje und Consulfluss. Der Ursprung der Gewässer liegt selten über 650 *m*.

Ein Beispiel der Thalbildung in diesem vulcanischen Gebiete lernte ich am Amesuwa-Bach im Süden der Insel kennen. Derselbe fliesst in einem klammartigen Schlund und zeigt eine Reihe von Wasserfällen und Tümpeln, welch letztere durch Schotterwälle abgedämmt sind. Der Bach ist im Oberlaufe für gewöhnlich wasserlos, häufig geschieht es nach starkem Regen, dass plötzlich eine starke, aber vereinzelte Wasserwoge stromab rauscht, was wohl durch Anschwellen eines Tümpels und Durchbruch eines Schotterwalles zu erklären ist. Im Querschnitt zeigt sich oft eine Erhebung in der Mitte der Thalsohle, zu deren Seiten die Schluchtwände höhlenartig unterwaschen sind; ähnliche Steinbänder ziehen sich oft 20—30 *m* im Thale fort und verdanken wohl den Ansatz zu ihrer Bildung einem Gesteinsabschnitt, welcher der Erosion grösseren Widerstand entgegensetzte, worauf durch rückschreitende seitliche Erosion das erwähnte Steinband blossgelegt wurde.

Der Flächeninhalt der Insel beträgt nach einer von Herrn Trognitz in Gotha angestellten, sehr sorgfältigen Be-

rechnung 1998 □*km*. Der Paralell von 2° 39′ schneidet die Insel in zwei fast flächengleiche Theile.

Ueber das Klima von Fernando Póo lassen uns meteorologische Beobachtungen Schlüsse ziehen, die von 1827 bis 1881 ziemlich ununterbrochen zu Sta. Isabel angestellt wurden. 1827 bis 1854 wurde von Engländern, besonders von Daniel observirt, doch sind von diesen Beobachtungen nur mehr Bruchstücke vorhanden. Auch jene des Don Julian Pellon y Rodriguez 1859 bis 1863 werden nur fragmentarisch in einem dem Ministerio del Ultramar zu Madrid gehörenden Manuscripte [1]) mitgetheilt.

Ziemlich sorgfältige Beobachtungen wurden 1864 bis 1881 von dem spanischen Infanterie-Hauptmann Don José Gomez y Sanjuan angestellt, jedoch niemals veröffentlicht. Durch die freundiche Vermittlung des Herrn Dr. Rudolph Beer in Madrid, gelang es mir einen brauchbaren Auszug aus diesem Beobachtungsmaterial zu erlangen, den Herr Prof. Dr. Hann durchzusehen so gütig war.

### Mittel aus den Regenbeobachtungen

angestellt während der Jahre 1860—1863 von von Don Julian Pellon y Rodriguez zu Sta. Isabel, Fernando Póo.

| | Regentage | Niederschlag in *mm* |
|---|---|---|
| Jänner . . . | 4 | 25 |
| Februar . . . | 7 | 93 |
| März . . . . | 13 | 230 |
| April . . . . | 14 | 210 |
| Mai . . . . | 17 | 213 |
| Juni . . . . | 19 | 280 |
| Juli. . . . . | 18 | 162 |
| August . . . | 17 | 282 |
| September . . | 24 | 420 |
| October . . . | 18 | 392 |
| November . . | 12 | 222 |
| December . . | 4 | 28 |

---

[1]) Pellon, Descripcion general de la isla de Fernando Póo, Madrid 1874, Manuscript. Ueber Pellon's Beobachtungen spricht auch Hann, das Klima von Fernando Póo, (Zeitschrift der österr. Ges. für Meteorologie in Wien, 1873, VIII. Bd. p. 46.

## Mittel aus den barometrischen Beobachtungen

angestellt während der Jahre 1864—81 zu Sta. Isabel auf Fernando Póo von Don José Gomez y Sanjuán.

| MONAT | Mittel *mm* | Maximum *mm* | Minimum *mm* | Differenz *mm* | Mittlere Temperatur in C. |
|---|---|---|---|---|---|
| Jänner . . . . | 759.3 | 761.5 | 757.1 | 4.4 | 27.6 |
| Februar. . . . | 759.4 | 761.8 | 757.1 | 4.7 | 27.5 |
| März. . . . . | 759.7 | 761.8 | 757.5 | 4.3 | 26.6 |
| April . . . . . | 759.9 | 762.2 | 757.6 | 4.6 | 25.6 |
| Mai . . . . . | 760.4 | 762.7 | 758.2 | 4.5 | 24.7 |
| Juni . . . . . | 761.1 | 763.1 | 759.2 | 3.9 | 23.8 |
| Juli . . . . . | 761.5 | 763.4 | 759.7 | 3.7 | 23.2 |
| August . . . . | 761.5 | 763.4 | 759.7 | 3.7 | 23.2 |
| September. . . | 760.9 | 762.6 | 759.1 | 3.5 | 23.4 |
| October. . . . | 760.3 | 762.3 | 758.8 | 4.0 | 24.6 |
| November. . . | 759.7 | 761.9 | 757.5 | 4.4 | 26.2 |
| December. . . | 759.2 | 761.5 | 756.8 | 4.6 | 27.2 |

Von 1881 an liegen keinerlei meteorologische Beobachtungen vor.

Wie aus den beistehenden Tabellen ersichtlich, endet die trockene Zeit Anfangs März. Die Ost- und Nordostwinde nehmen ab und machen mit Vorrücken der Regenzeit Südwestwinden Platz. Nur die heftigen, oft verheerend auftretenden Gewitterstürme, die Tornados, welche im Wechsel der Jahreszeiten auftreten, wehen aus Ostnordost, seltener aus Nord. Aus dem Waldreichthume der Insel erklärt sich ebenfalls die grosse Niederschlagsmenge während der Regenzeit. Von anderen Theilen der Insel ausser Sta. Isabel liegen keine Beobachtungen vor, doch wird behauptet, dass die Regenmengen südlich vom Pik noch grösser seien als dortselbst. Auch die Höhenlage verschiedener Orte ist auf die Regenmenge von Einfluss, derart, dass zwischen 6- bis 700 Meter die stärksten Niederschläge auftreten sollen. Der Himmel ist selten heiter. Pellon beobachtete im Jahre 105 heitere, 150 wolkige und 100 trübe Tage. Nebel sind häufig, und besonders im December und Januar sehr dicht, weil die kühleren Süd-

westwinde dann fördernd auf die Verdunstung aus dem während der Regenzeit durchfeuchteten Boden einwirken.

Im Gegensatze zum unteren Congo, wo gerade die kühle, trockene Zeit der Natur ein winterliches Gepräge verleiht, charakterisirt dieses in Fernando Póo die Regenzeit.

Die kühlere Temperatur, die heftigen Stürme und die unaufhörlichen Wasserfluthen, die vom trüben Himmel herabrauschen, zwingen Säugethiere ihre Verstecke aufzusuchen und versenken niedere Thiere in eine Art Winterschlaf. Die Bäche schwellen zu schäumenden Giessbächen an, die Fusspfade verwandeln sich in Schlammgräben, und der Eingeborene, der Bube, kauert am liebsten beim Herdfeuer seiner qualmigen Hütte und betritt möglichst wenig den feuchten, schlammigen Wald, von dessen Aesten selbst während der Pausen des Regens Wasserströme sich ergiessen. In der Wiesenregion schiesst das spröde, harte Gras klafterhoch empor, überwuchert wenig begangene Fusspfade, und kann auf anderen nur mit Mühe ferngehalten werden.

Von October bis November ist eine Uebergangszeit, während welcher besonders häufig Tornados auftreten. Die trockene Zeit, während der schwache Nordostwinde vorherrschen, zeigt öfter klaren Himmel und selten Niederschläge. In dieser Periode entfaltet die Tropennatur ihre ganze Pracht, aber auch die Hitze nimmt zu und erreicht sogar manchmal im December das Maximum von 42° C. Im Allgemeinen kann Fernando Póo nicht allzu heiss genannt werden, das Jahresmittel von Sta. Isabel ist 25 bis 26° C. Mit der Höhe nimmt dasselbe sehr ab und beträgt am Pik 6 bis 8° C. wie man aus den Beobachtungen der Ersteiger schliessen kann. Ein Schneefall, der am Pik von Kamerun manchmal vorkommt, ist auf dem von Fernando Póo niemals beobachtet worden, doch erlebte Pellon am 4. April 1860 auf dessen Gipfel ein Hagelwetter. Derselbe Reisende behauptet, dass in trockener Zeit die Luftströmungen am Pick jenen an der Küste entgegengesetzt seien, und schliesst daraus, dass der Nordost-Passat nicht so hoch reiche.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Insel gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Die ersten Spanier und die Engländer Anfangs dieses Jahrhunderts erlitten auf der Insel nahmhafte Verluste durch Fieber und erklärten deren Klima für ein unerhört schlechtes. Auch der französische Arzt Rey[1]) bezeichnet Fernando Póo als einen der ungesundesten Plätze der ohnehin verrufenen afrikanischen Westküste. Dagegen halten neuere, besonders spanische Berichte die Insel für ausserordentlich gesund, ja geradezu für einen klimatischen Curort, für das «Madeira des Guineagolfes«.

Diese abweichenden Ansichten haben ihren Grund theilweise darin, dass verschiedene Theile der Insel eben notorisch ungleich gesund sind. Am schlechtesten ist die Ostküste, speciell die Concepcions Bai, welche meist die Brise vom afrikanischen Continente her bekömmt. Hier war es, wo die ersten Spanier unter Primo de Rivera so viele ihrer weissen Matrosen verloren, und wo auch eine später gegründete englische Factorei aufgegeben werden musste, da das Klima zu viele Opfer dahinraffte. Selbst die dort ansässigen fremden Schwarzen haben darunter zu leiden, ja die Bube fürchten sich nach der Küste zu kommen, um nicht dem Fieber zu verfallen.

Weit besser ist das Klima von Sta. Isabel, obwohl auch dieser Ort anfangs des Jahrhundertes als sehr ungesund berüchtigt war. Es ist überhaupt eine an der afrikanischen Westküste bekannte, wenn auch nicht aufgeklärte Thatsache, dass die Centren des perniciösen Fieber wandern, derart, dass ein Ort, welcher heute als recht gesund gilt, in wenigen Jahren zum verrufensten Fiebernest werden kann und umgekehrt. Für Sta. Isabel scheint eben jetzt eine recht günstige Periode zu herrschen. Schon in den 60er Jahren gab das Mittel von 6 Jahren eine Sterblichkeit von nur 3 Procent unter der weissen Bevölkerung, derzeit hört man fast gar nie von Todesfällen oder schweren Krankheiten

[1]) Rey, Notes sur la geographie medicale de la côte occidentale d'Afrique (Bul, de la soc. geogr. de Paris 1878, p. 229).

unter den Europäern. Dabei ist das Klima freilich stets ein westafrikanisches; schwere körperliche Arbeit, sowie Uebermass irgend welcher Art ist Weissen höchst schädlich und nach Ablauf von 3 bis 4 Jahren fühlt jeder das Bedürfniss einer Erholung in Europa.

Am besten vertragen die spanischen Matrosen von den canarischen Inseln das Klima, sie pflegen baarfuss und mit leichter Kopfbedeckung zu gehen, und leiden am Fieber nicht viel mehr als Neger. Die Kranken finden in Sta. Isabel Pflege in dem recht gut gehaltenen, schön gelegenen spanischen Hospital. Ein Sanatorium, welches von der Regierung bei Basilé angelegt wurde, steht leer und fällt in Ruinen.

Für den gesundesten Punkt der Insel hält man, wohl mit Recht, die Bai von San Carlos an der Westküste. Die frische Seebrise, welche in Sta. Isabel mangelt, weht hier stets in erquickender Kühle von dem offenen Ocean her. Bei Schwarzen, die bekanntlich auch öfters an Fiebern leiden, sind dieselben zu San Carlos fast unbekannt und auch die wenigen Weissen, welche sich dort aufgehalten, fühlten sich stets wohl. Zwar ist die Bai von San Carlos gegen die Dünung weniger geschützt und das Landen für Boote beschwerlicher als in jener von Sta. Isabel, doch ist sie für Segelschiffe leichter zugänglich und entschieden luftiger. [1]) Die Frage zu erörtern, ob es nicht vortheilhaft wäre, die Hauptstadt und das Gouvernement nach San Carlos zu verlegen, wie mehrfach vorgeschlagen wurde, ist überflüssig: die spanische Regierung denkt ja doch nicht daran, ein so kostpieliges Experiment zu versuchen.

Die gewöhnlichen Krankheiten der Insel sind leichte Malariafieber, hämaturische Fieber, gastrische Fieber, Rheumatismen, Neuralgien und Dysenterie in seltenen Fällen. Bei den Potoleuten und Bube kommen öfters Lungen- und Kehlkopfleiden vor. 1862 und 1866 wurden einzelne Fälle von gelbem Fieber in Sta. Isabel beobachtet. Diese schreckliche

---

[1]) Vide Fernando Po. (Nach dem Berichte S. M. Korv. »Möwe« Commandant Korv. Capt. Hoffmann), Annalen der Hydrographie. Berlin. 1885. p. 11.

Krankheit, welche durch Schiffe aus Havanna importirt wurde, ist jedoch glücklicherweise wieder spurlos verschwunden.

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass Fernando Póo, wenn auch nicht viel besser, so doch unbedingt nicht schlechter für die Gesundheit des Europäers ist, als andere Plätze an der Westküste Afrikas. Ich selbst war auf dem vielgepriesenen oberen Congo durch Dysenterie dem Tode nahe und habe mir bei ruhiger Lebensweise in Kamerun ein schweres hämaturisches Fieber geholt. Während meiner Wanderungen in Fernando Póo dagegen, wo ich täglich durchnässt wurde, oft im Freien campiren musste und auf eingeborene Nahrung beschränkt war, erfreute ich mich, kleiner Unwohlsein abgerechnet, der besten Gesundheit.

Es ist in neuerer Zeit viel darüber gestritten worden, ob hochgelegene Plätze in den afrikanischen Tropen gesunder seien als die Küstenstriche. Nachdem die Erfahrungen am Congo entschieden dagegen sprechen und auch die Schweden in der Kameruner Bergstation keineswegs gesund bleiben, haben gewichtige Autoritäten sich dagegen ausgesprochen. In Fernando Póo gibt es drei hochgelegene Stationen, die Farm Basilé und die Missionen der Cordillera und Bannis. Der Verwalter von Basilé ist allerdings stets gesund, doch mag er als Südspanier weniger gegen das Klima empfänglich sein und weilt seit Jahrzehnten in den Tropen. Seine Gattin, aus Teneriffe erfreut sich des besten Wohlseins, beide besuchen höchst selten die Küste. Auf den Missionsstationen haben sich noch wenige Weisse durch längere Zeit aufgehalten, sie litten, wie ich erfuhr, an leichten Fiebern, und befanden sich im Allgemeinen nicht wohler als ihre Collegen zu Sta. Isabel, wenn auch die kühlere Luft ihnen den Aufenthalt angenehmer machte. Dagegen ist es bei Kaufleuten bekannt, dass ein zeitweiliger Aufenthalt in höheren Regionen, z. B. in Basilé besonders nach längerem Verweilen an der Küste geeignet ist, sehr wohlthätig auf die Gesundheit einzuwirken. Die Ansicht, dass Europäische Colonisten (mit Ausnahme vielleicht von Canarien und Südspanien) in den höheren Regionen der Insel dauernd leben und arbeiten könnten, halte ich daher für

eine illusorische, doch glaube ich, dass ein zeitweiliger Aufenthalt daselbst ebensogut möglich und sicher angenehmer wäre als an der Küste.

Die Vegetation von Fernando Póo, wie überhaupt jene der vulkanischen Guineagebiete ist eine für Westafrika ungemein üppige. Um die Erforschung derselben hat sich der deutsche Botaniker Gustav Mann hervorragende Verdienste erworben, der 1860 bis 1862 in englischen Diensten daselbst weilte und den Pik von Kamerun sowie jenen von Fernando Póo (letzteren sogar siebenmal) erstieg[1]), um die Flora der höheren Regionen zu erforschen.

Es ist selbstverständlich, dass sich auf einer Insel, die bis 2850 Meter ansteigt, verschiedene Vegetationszonen unterscheiden lassen. Sobald man das unmittelbare Strandgebiet verlassen, für welches Cocospalmen, im Nordwesten Mangroven, sowie einige importirte Pflanzen (Mangos, Guajaven, Avogadobäume etc.) charakteristisch sind, betritt man die Region des tropischen Waldes.

Die Oelpalme (Elais Guineensis), welche in grossen Mengen hier auftritt, ist für diese Zone bezeichnend. Das Land ist mit dichtem, hochstämmigem Walde bedeckt, der nur wenig Unterholz aufkommen lässt und aus welchem einzelne Baumriesen wie der Seidenbaumwollenbaum (Eriodendron) hervorragen. Dazwischen sieht man, dicht von Lianen und parasitischen Pflanzen überwuchert die Sierra Leoneeiche (Lophira alata), deren leicht röthliche Fruchtkapsel den Eingeborenen als Halsschmuck dienen, den Kolabaum (Sterculia acuminata), das afrikanische Mahagoni (Oldfieldia africana), die Monodora grandifolia mit ihrem prachtvollen Laubwerk und andere Laubbäume. Die Raphia vinifera und der Baumwollstrauch (Gossypium) sind bei Sta. Isabel selten, an der Concepcions-Bai jedoch häufig. Diese Zone verlassend,

---

[1]) Mann, account of an ascent of Clarence Peak, Fernando Po. Journ. of the Proceed. Linnean society Botany vol VI, 1862, p. 27 und Hooker, on the Vegetation of Clarence Peak F. P. with descriptions of plants collected by Gustav Mann. Journ. of the Proceed. Linnean society. Botany vol. VI, 1862.

erreicht man in vielen Theilen der Insel eine ausgedehnte Region hochstengeligen Grases. Dieselbe ist besonders am Nordhange der Cordillera, in Riabba und auf dem den Ostabfall des Pik begleitenden Plateau entwickelt. Hier ist es, wo die Bube ihre grossen Yamsfelder besitzen.

Die vorherrschenden Formen sind Graminaceen, dazwischen einzelne Acanthaccen, wilde Sachara, Amomeen und Andere. Palmen und Laubbäume sind dieser Region selten eingestreut.

An vielen Theilen der Insel fehlt die Graszone, und die tropische Uferzone geht nach und nach in die subtropische Waldregion über. Schon bei 500 Meter bemerkt man dann ein Zunehmen der niederen Gewächse. Zierlich gefiederte Farne bedecken den Boden und auch die Aeste der Bäume sind mit Orchideen und Begonias überwachsen. Bei etwa 1000 Meter Höhe verschwinden die Oelpalmen, wir haben die Zone des subtropischen Waldes erreicht. Das erste ins Auge fallende Charakteristicum sind prachtvolle Baumfarne, Cyatheen, welche am Nordhange des Pik in Gruppen von 10 bis 15 Stämmen die Mulden ausfüllen, an der Cordillera jedoch geradezu in Wäldern auftreten.

Die zartgrünen, dichten Wedel, welche auf den schwarzen bis zu 10 Meter hohen Stämmen ruhen, lassen nur ein dämmeriges Licht auf den Boden fallen, welchen eine dicke Schicht vermodernder Wedel und Stämme bedeckt. Das Wandeln in einem pfadlosen Baumfarnwalde ist zwar mühsam, bietet jedoch besonders Anfangs durch die ungewohnte Schönheit der Belaubung einen seltenen Genuss. Man hat förmlich den Eindruck in einen Urwald der Carbonformation versetzt zu sein. Je höher man ansteigt, desto lichter wird der Wald. Araliaceen und Compositen, an deren Stämme bärtige, graue Flechten herabhängen, vertreten in kaum 15 Meter hohen Exemplaren die Laubhölzer; dazwischen wuchern dicht verschlungen, Salvia, Rubus, Nessel- und Graspflanzen am Boden. Diese Region bedeckt den Kamm der Cordillera, die Gipfelregion des Pik ist mit Gras bedeckt. Mann fand dort Hypericum mit schön grünem Laube und hundsrosenähnlichen

Blüthen, sowie 2 bis 3 Meter hohe Ericaarten vorherrschend, zwischen welchen Leucothoë, Helichrysum, Veronica, Cylisus, Myosotis und andere kleine Pflanzen wucherten. Eine grössere Vegetation kann sich schon deshalb nicht entwickeln, da die Bube alljährlich die Grasfelder am Gipfel des Pik abbrennen.

Die hier unterschiedenen Zonen haben natürlich nur schematische Geltung. Im Süden der Cordillera steigen Baumfarren bis nahe an die Küste herab. Die Grasregion von Riabba nimmt der zarteren Halme und zahlreicher eingestreuter Cyatheagruppen halber eine von den anderen Graszonen verschiedene Stellung ein.

Von den Culturpflanzen, die im Allgemeinen nur bis zur unteren Grenze der subtropischen Region ansteigen, wird in den betreffenden Abschnitten die Rede sein.

Im Allgemeinen stimmt die Flora der Insel mit jener Kameruns überein. Was den botanischen Charakter derselben betrifft, so hat der berühmte Naturforscher Hooker[1]) nach Mann's Forschungen darüber folgende Sätze aufgestellt, welche für die über 5000 englische Fuss hoch gelegenen Striche gelten:

1. Die Flora muss eine sehr arme genannt werden, Mann konnte in vielen Wochen nur 237 blühende Pflanzen sammeln.

2. Abyssinische genera und species herrschen vor. Viele Arten aus den Bergen Mauritius' Bourbons und Madagascars sind vertreten.

3. Die Anzahl der europäischen Pflanzen (43 genera und 27 species) ist auffallend gross. Es sind meist brittische Formen vertreten, deren Samen eine Verschleppung durch Vögel ermöglicht.

4. Südafrikanische Formen sind sehr selten.

---

[1]) Hooker. On the plants of the temperate region of the Cameroons mountain and islands of the bight of Benin, collected by Mr. Gustav Mann. Journ. Proceed. Linnean society, Botany vol. VII London. 1864 p. 171.

5. Unter den von Mann gesammelten Pflanzen war nur ein neues Genus (Primulacia Ardisiandra). Nadelhölzer, welche auf Sao Thomé vorkommen, fehlen auf Fernando Póo.

6. Keine einzige der für St. Helena charakteristischen Formen ist vertreten.

Wenn daher auch der Reichthum an Arten in Fernando Póo kein grosser ist, so ist doch die Vegetation, besonders im Tropengebiet, eine ungemein üppige und übertrifft an Fülle und Schönheit die Flachlandsgebiete des oberen Congo bei Weitem. Hier kann man sehen, dass auch das vielgeschmähte Afrika, welches selbst seine Freunde den schlechtesten Continent nennen, im Stande ist, Wälder hervorzubringen, die an tropischer Pracht jenen Südamerikas oder Indiens wohl nicht allzusehr nachstehen mögen. Dass dieser Boden Fernando Póos auch für die Cultur Erspriessliches hevorbringen könne, lässt uns das Gedeihen der vorhandenen Plantagen hoffen.

Um die Erforschung der Thierwelt Fernando Póos, besonders der Vertebrata, haben sich die Mitglieder der englischen Nigerexpedition in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts Verdienste erworben; besonders hat Louis Fraser viele Thiere gesammelt und in seinem Werke[1]) abgebildet. Seine Sammlungen wurden grossentheils von dem englischen Zoologen Waterhouse bestimmt[2]). Wie es bei einer dem Continente so nahe gelegenen Insel fast selbstverständlich, unterscheiden sich die Thierformen derselben nicht allzusehr von jenen des Festlandes. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass wohl die meisten der auf Fernando Póo einheimischen Thiere auch im benachbarten Kamerungebiete vorkommen, keineswegs aber umgekehrt. Sowohl Flora, als Fauna bezeichnen also Fernando Póo als festländische Insel sehr jugendlichen Alters. Jedenfalls muss Fernando Póo weit länger mit dem Continente im Zusammenhange gestanden haben, als die übrigen Guinea-Inseln, die einen selbstständigen Charakter aufweisen. — In

---

[1]) Louis Fraser, Zoologia typica London 1842.

[2]) Waterhouse, of some new species of mamalia from Fernando Po (Proceed Zoolog. Society London 1838 und a. a. O.

früheren Erdperioden, als Fernando Póo noch eine Halbinsel Afrikas war, wiederholte sich im Guineameere jene an der Erdoberfläche so häufige Erscheinung, dass eine Kette vulkanischer Inseln an eine Halbinsel des Nachbarcontinentes sich anschliesst.

Der Mangel an Raubthieren und die immer noch grosse Ausdehnung unbewohnter Landstriche in Fernando Póo bietet besonders kleineren Säugethieren günstige Existenzbedingungen. Dieselben erfüllen denn auch in ziemlicher Menge die Wälder der Insel. Selbst zur Regenzeit, während welcher ich reiste, bemerkte man stets Säugethiere, und die Bube erlegen viele derselben.

Mehrere Affenarten (Colobus und Cercopithecus), darunter der schöne rothgeschwänzte Cercopithecus Erythrotis, beleben die Wälder und werden besonders im jüngeren Alter als Braten geschätzt. Fledermäuse schwirren zahlreich durch den nächtlichen Busch und auch der fliegende Hund schwebt unter den Wipfeln. Eichhörner (Genetta, Sciurus etc.) gibt es in unglaublicher Menge, darunter auch ein merkwürdiges Flugeichhorn, welches die obere Region des Pik bewohnt braunen Rücken und weissen Bauch besitzt und sich mit fallschirmartiger Flughaut von den Bäumen fallen lässt.

Stachelschweine (Hystrix) schiessen die Bube fast täglich, kochen ihr Fleisch und verwenden die Stacheln als Schmuck. Nächtlicherweile verlässt auch der merkwürdige Anomalurus ein Versteck.

Ein grossäugiges Thier, welches die Bube als spukhaft sehr fürchten und das bei Nacht ein widerliches Geschrei ausstösst, soll ein Gallego sein.

Zwei Antilopen, beide sehr kleiner Statur, kommen häufig auf Fernando Póo vor. Eine derselben, Antilope Ogilbyi, mit dunkelgrauem Rücken und weissem Bauche, wird von den Potoleuten Fritambo genannt.

In den Bächen trifft man manchmal Lutra Poensis, eine gelbbraune Fischotterart. Walfische sind an den Küsten häufig, besonders im Juli, August und September, wo sie kalben sollen.

Von den 60 Vogelarten, welche Hartlaub[1]) als auf Fernando Póo vorkommend anführt, sind 10 der Insel eigenthümlich. Sie mausern in der Regenzeit.

Raubvögel, darunter der allgemein verbreitete Gyphohierax angolensis, halten sich vorzüglich an den Küsten auf und werden kleineren Vögeln und Seethieren gefährlich. Der Uhu (Strix Poensis) schreit Nachts auf unheimliche Weise durch die öden Wälder.

Klettervögel, oft in herrlicher Farbenpracht, schlüpfen durch die Zweige, zahlreiche kleinere Vögel erinnern besonders in höheren Regionen durch munteres Gezwitscher oder schönen Gesang an die Heimat. Der Webervogel (Hyphantornis textor) baut meist an Oelpalmen sein beutelförmiges Nest. Der westafrikanische Papagei (Psyttacus erythacus), der bekannte Geselle mit dem grauen Rock und rothen Schwanzfedern, liebt es, sich in ungeheuren Mengen auf den kleinen, der Insel vorgelagerten Eilanden (Isla de Leven, de los Papageios etc.) aufzuhalten. Betritt ein Mensch dieselben, so ertönt ein mächtiges Geschrei und eine Wolke erschreckter Vögel erhebt sich in die Lüfte. Jeden Abend ziehen die Papageien in langen Zügen nach der Hauptinsel, wo sie auf hohen Bäumen ihr Nachtquartier suchen.

Mit dem Papagei kommt oft der Turaco vor, dessen weithin tönendes Geschrei man öfters erschallen hört. Besonders delicaten Braten liefern die grünen Tauben, die auf den Eilanden und an der Küste häufig sind.

Eidechsen, darunter das grosse Leguan, sieht man öfters, doch sind Krokodile unbekannt. Besonders merkwürdig scheinen die Chameleons der Insel zu sein, deren drei derselben eigenthümlich sind. Pythonschlangen kommen zahlreich und in sehr grossen Exemplaren vor.

Auch Giftschlangen gefährlichster Art sind leider nicht selten, darunter die lichtgrüne Baumschlange, die bewegungslos, einem grünen Zweige gleichend, mit dem Kopfe nach

---

[1]) Dr. G. Hartlaub: System der Ornithologie Westafrika's, Bremen 1857.

abwärts hängt und auf ihre Beute lauert. Grossentheils zum Schutze gegen diese Schlangen tragen die Bube stets Hüte.

Die Lurchfauna ist wenig bekannt. In der See leben riesige Schildkröten, welche von August bis October ihre Eier im Sande des Ufers vergraben. Sie scharren dieselben oft 200 an der Zahl, bis je 1 m. tief in den Sand und wissen durch geschicktes Scharren den Jäger irre zu führen. Die Bube finden freilich oft genug ihre Eier, welche etwa die Grösse einer Billardkugel haben, eine lederartige Hülle und vortrefflichen Geschmack besitzen.

Die ausgekrochenen Jungen verlassen in langen Zügen die Grube und fallen dann oft den Eingeborenen zur Beute

Das Meer um Fernando Póo ist sehr fischreich, auch in den Landgewässern gibt es eine wenig studirte Fischfauna. Neben sardinenartigen Clupeoiden, dem Hornhecht (Belo), Balistes- und Chironectesarten, sowie vielen geniessbaren Fischen kommen auch zahlreiche Haifische in der See bei der Insel vor.

Auch Crustaceen aller Art leben im Meere und am Strande, deren Studium der deutsche Naturforscher Buchholz[1]) 1875 zu Sta. Isabel mit so grossem Eifer betrieb. In einem rothbeinigen Landpagurus, der in den Schalen einer Bulimnusschnecke lebt und von den Bube gegessen wird, erkannte er das junge Thier einer häufigen Gecarcinus Landkrabbe. Auch niedere Kruster, Copepoden etc. unterzog Buchholz eingehender microskopischer Untersuchung.

Von den Insecten der Insel mögen wohl schon einzelne Sammlungen nach Europa gelangt sein. Im Allgemeinen sind sie jedoch wenig bekannt; die Schmetterlinge sollen in besonders prächtigen Arten vertreten sein, die ich leider in der Regenzeit nicht zu sehen bekam.

Die weissen Ameisen, welche am Congo so grossen Schaden anrichten, findet man selten. Die schwarzen Ameisen, die sogenannten Drivers sind jedoch häufig und werden ihrer Bissigkeit halber sehr gefürchtet.

---

[1]) Reinhold Buchholz, Reisen in Westafrika, Leipzig 1880.

Der Sandfloh (Jigger), jenes widerliche Insect, welches sich in die menschlichen Zehen einbohrt, ist sehr selten, bei den Bube unbekannt. An den Küsten gibt es viele Moskito, von welchen man in höheren Regionen verschont bleibt. Dort frappirt die ungeheure Menge wilder Bienen, die den Wanderer stets umschwärmen, aber nicht sehr empfindlich stechen. Nur bei Nacht verschwinden sie und machen herrlichen Leuchtkäfern Platz, die glühenden Funken gleich durch das finstere Laubwerk schweben.

Von den niederen Thieren, Mollusken, Landconchilien etc. ist nur sehr wenig, hauptsächlich das von Buchholz gesammelte Material bekannt. Eine von mir angelegte Schneckensammlung wird zu deren Kenntniss vielleicht etwas beitragen.

Aus diesen Betrachtungen kann man ersehen, dass unsere Kenntnis von den botanischen und zoologischen Verhältnissen Fernando Póos noch viele Mängel aufzuweisen hat. So vortrefflich die Beobachtungen Fraser's, Mann's und Buchholz's auch sind, so sind sie doch theilweise veraltet und erstrecken sich ausschliesslich auf die Umgebung von Sta. Isabel. Der Südhang des Pik und die ganze südliche Hälfte der Insel ist noch niemals naturhistorisch durchforscht worden. Mir selbst war es bei meinen vorzüglich topographischen Zwecken, bei der herrschenden Regenzeit und meiner von der Congoreise schon schadhaften Ausrüstung nicht möglich, eingehende naturhistorische Sammlungen anzulegen. Und doch wäre es für einen Naturforscher weder schwierig noch kostspielig, in Fernando Póo, überhaupt in den vulkanischen Guinealändern die eingehendsten wissenschaftlichen Beobachtungen anzustellen. Eine eigene Mannschaft von 6 Schwarzen (am besten Waiboy, die an der liberianischen Küste engagirt werden) würde genügen.

In Fernando Póo wären die Missionshäuser zu Banni und San Carlos treffliche Sammelstationen, aber auch bei einem freundlichen Bubedorf (z. B. Ureka) wäre eine Hütte schnell errichtet, in der ein Naturforscher Monate lang ungestört arbeiten könnte.

Die Dampfer, welche in San Carlos und Sta. Isabel anlegen, die Boote, welche fortwährend die Küstenplätze der Insel besuchen, würden das Verschicken der Sammlungen, überhaupt den Verkehr mit Europa ausserordentlich erleichtern. Das Misstrauen der Bube würde im längeren friedlichen Verkehr bald schwinden.

Welch' schöne Resultate könnten durch ähnliche systematische, auf Kamerun, Fernando Póo, Principe, Sao. Thomé und Annobon [1]) ausgedehnte Studien der Ethnologie und den Naturwissenschaften geliefert werden! Ob man deshalb einen Forscher rathen sollte, sich den klimatischen Gefahren und Entbehrungen einer Aufgabe zu unterziehen, die freilich den Knallefect einer Afrikadurchquerung nie erreichen wird? Ich kann diese Frage nicht beantworten, und möchte nur die Hoffnung aussprechen, dass das rege Leben, welches im deutschen Schutzgebiete von Kamerun sich bemerkbar macht, auch der Erforschung der herrlichen Guinea-Inseln einige Früchte bringen möge.

---

[1]) Die Insel Annobon wurde noch niemals naturhistorisch untersucht. Zu erreichen ist sie mit dem spanischen Kriegsschiffe, welches alle fünf bis sechs Monate von Fernando Póo Proviant nach dieser Insel bringt. Die Passage würde einem gut empfohlenen Reisenden wohl gewährt werden Auf der Insel befindet sich ein einziges, sehr armes Dorf und eine katholische Mission. In der Mitte der Insel ist ein Süsswasser- (Krater) See, der einen unterirdischen Abfluss besitzt und zwischen vier Bergspitzen liegt. Die Insel hat schwer zugängliche Küsten, soll aber an Vögeln reich sein; in dem See sollen Süsswasserfische leben. Viele Schweine und treffliche Orange kommen auf Annobon vor, auch soll die Insel klimatisch sehr gesund sein.

# II.

Abstammung der Bube. — Vertheilung der Stämme. — Zahl der Bube. — Sprachliches. — Psychische Eigenschaften. — Conservativer Sinn. — Physische Eigenschaften. — Krankheiten. — Kleidung und Schmuck. — Narbenverzierung. — Wohnungen. — Jagd. — Fischerei. — Hausthiere. — Ackerbau. — Nur Culturpflanzen der alten Welt bekannt. — Bereitung der Speisen. — Rumgenuss. — Hausgeräthe.

Fernando Póo bietet nicht das einzige Beispiel einer Insel, die, dem Continente nahe vorgelagert, dennoch einen eigenartigen Menschenstamm als Einwohnerschaft besitzt, der tiefgehende Unterschiede von den nachbarlichen Festlandsvölkern aufweist.

Aehnlich wie die Aino der Insel Yeso von den Chinesen und Japanern, wie die West-Feuerländer von den Patagoniern in Sitten und Lebensweise, in Sprache und Körperbau abweichen- so fällt auch der Gegensatz zwischen den Bube, den Ureinwohnern Fernando Póo's und den Dualla von Kamerun sofort ins Auge, obwohl nur eine schmale, übersehbare Meeresstrasse sie trennt.

Aehnliche Inselvölker sind gewiss geeignet, das Interesse des ethnologischen Forschers in hohem Grade zu fesseln. In ihrer insularen Abgeschlossenheit war es ihnen möglich, eine tiefere Culturstufe und uralte Lebensgewohnheiten und Sitten beizubehalten, die dem ewig wüthenden Kampfe ums Dasein am Festlande längst schon erlegen sind. Das Studium dieser Stämme, welches auf den Culturzustand der Urbevölkerungen der Continente Licht zu verbreiten geeignet ist, darf jedoch nicht nur wichtig, sondern auch äusserst dringlich genannt werden. Das Schicksal der Guanchen der Canarischen Inseln, der Karaïben Westindiens und der Eingebornen Tasmaniens

hat gelehrt, wie entsetzlich schnell jene Inselstämme dahinschwinden, sobald ihre Abgeschlossenheit gestört und die weisse Race in ihre heimatlichen Gebiete eingedrungen ist. Feuerländer, Aino und andere Inselvölker dieser Art bildeten auch schon öfters den Gegenstand wissenschaftlicher Forschung; die Bube allein, die doch einer Aufmerksamkeit nicht minder werth wären, verblieben völlig unbeachtet. Fast Alles, was man von denselben wusste, beruhte auf Erkundigungen, und die Thatsache ist unzweifelhaft, dass ich vierhundert Jahre nach Entdeckung der Insel und mehr als hundert Jahre, nachdem Fernando Póo den Namen einer spanischen Colonie erhielt, als erster Reisender zahlreiche Dörfer der Bube besuchen konnte, wo mein Erscheinen als Weisser grösseres Aufsehen erregte, als irgendwo am oberen Congo, tief im Innern Afrikas.

Woher die Bube stammen, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Peschel leitet dieselben in seiner »Völkerkunde« von den Mpongwe's von Gabun ab, und Soyaux[1]) behauptet, sie wären von diesem Stamme verjagt worden. Es ist mir nicht bekannt, woher diese beiden Gelehrten ihre Ansichten schöpfen, doch dürfte sich die letztere der Wahrheit am ehesten nähern. Mögen es nun die Mpongwe oder ein anderer Stamm gewesen sein, der die Bube aus ihren alten Wohnsitzen am Festlande von Gabun, Kamerun oder Batanga verdrängte, so hat die Annahme doch viel Wahrscheinliches, dass jenes unwiderstehliche Vorrücken der Inlandstämme nach der Küste, welches heute an den Fan ein so drastisches Beispiel besitzt, schon in ältesten Zeiten bestanden habe.

Und lange Zeitperioden müssen verflossen sein, seit die Bube Fernando Póo bewohnen, sonst könnten sie keinen so eigenartigen Charakter entwickelt haben, sonst müssten Stammes-Sagen deutlich auf die Urheimat hinweisen, was nach meinen eingehenden Erkundigungen und den langjährigen Erfahrungen der englischen Missionäre nicht der Fall ist.

---

[1]) Auf Fernando Po, von H. Soyaux. (»Aus allen Welttheilen«, 1877, pag. 195)

Schon Burton[1]) erfuhr, dass die Bube behaupten, dem Krater des Pik entstiegen zu sein, und auch mir gegenüber sprachen sie stets die Ueberzeugung aus, dass Itschulla (Bube: die Insel, und als Heimatinsel der Bube Fernando Póo) stets der Wohnsitz ihres Volkes gewesen. Ueber den Entdecker Fernam do Póo ist wenig bekannt, trotz meiner Nachforschungen in Lissabon konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob er Eingeborne auf der Insel fand. Ich halte dies jedoch für fast zweifellos. Von der Waldbevölkerung São Thomés und Principes, den sogenannten Angolares, weiss man genau, dass sie Abkömmlinge von Angola-Sclaven sind, die bald nach der Entdeckung in das Innere der Insel sich flüchteten. Auch nach dem Süden Fernando Póo's kamen solche Flüchtlinge aus Principe; dieselben werden schon 1780 als anwesend genannt und haben sich seither völlig bubesiert. Die Bube selbst unterscheiden jedoch heute noch zwischen den »Potugi« (Portugiesen), die als Nachkommen dieser Flüchtlinge die Districte Uréka, Arihá etc. bewohnen und den unverfälschten Bube, obwohl im Aeussern und der Lebensweise kaum der geringste Unterschied mehr nachweisbar ist. Ausser diesen mögen immerhin durch versprengte Canoes und einzelne Einwanderer einige fremde Elemente sich den reinen Bube beigemischt haben, die jedoch spurlos in denselben aufgegangen sind.

Die Bube gehören offenbar der Bantu-Familie an und bilden einen der nördlichsten Vorposten derselben gegen die reinen Neger, die bereits in Kalabar vertreten sind. Schon das Aeussere der Bube lässt in denselben Bantu vermuthen, doch liegt in dieser Hinsicht noch kein positives, auf Messung beruhendes anthropologisches Material vor. Desto klarer charakterisirt sich die Sprache als dem Bantu-Stamme angehörig.

Ueber den Namen unseres Volkes findet man verschiedene Angaben. Einige erklären, dass »Adija« das Richtige sei, was

---

[1]) Avisit to Fernando Po Peak, by Richard F. Burton (»Alpine Journal«, vol. VI, 1874, pag. 1—19.)

nach Bastian[1]) »Dortbewohner« heisst. Ich muss gestehen, dass ich nie von einem ähnlichen Namen erfahren konnte. Durch den Namen »Bube«[2]) unterscheiden die Eingebornen sowohl, als Fremde allgemein die Ureinwohner von den »Poto«, den späteren Ansiedlern. Der erste, welcher den Namen Adija (Adjya) nennt, ist Dr. Thomson[3]), doch schon Baikie[4]) erklärt diesen Namen nie gehört zu haben. Im gewöhnlichen Gebrauche dient »Bube« als Vocativform und bedeutet etwa »He Mann!« oder »He Freund!« kann also nicht geradezu als freundschaftliche Begrüssung betrachtet werden, wie Lieutenant Sorela[5]) angibt. Wenn derselbe Verfasser, der unseren Stamm übrigens kaum näher als vom Hörensagen kennt, behauptet, man könne den Namen Bube unmöglich acceptiren, da er selbst (Lieutenant Sorela) mit »Bube« angerufen worden sei, so ist darin ebensowenig etwas Auffallendes, wie wenn ein deutscher Bauer einen Fremden mit »He Landsmann« anriefe, auch wenn dessen Wiege am Manzanares gestanden.

Trotz der dialectischen Differenzen der Sprache verschiedener Districte betrachten sich die Bube doch als ein Volk. Man spricht zwar von einer Gliederung in zwei grosse Stämme, den Mbuau und Mbariawatta, die über die Insel

---

[1]) Ein Besuch in San Salvador, Bremen, 1859, pag. 317.

[2]) Man schreibt meist Bubi (englisch Boobi), doch hörte ich stets deutlich Bube.

[3]) Dr. Thomson, II. Band des »Narrative of the Niger expedition, London, 1841.

[4]) W. B. Baikie, Narrative of an exploring voyage up the rivers Quera ard Birue, London 1856, pag. 329 ff.

[5]) Sorela, Les possessions Espagnoles du Golfe de Guinée. Paris 1884. An dieser Stelle möge bemerkt werden, dass die Karte, welche dem Büchlein Sorela's beigegeben ist, nichts anderes ist als eine photographische Reduction der Pellon'schen Manuscriptkarte von Fernando Póo, welche ich in Madrid gesehen habe. So mangelhaft und primitiv auch Pellon's Karte ist, so hat Lieutenant Sorela es doch nicht verschmäht, sich dieselbe anzueignen und ohne Quellenangabe mit Weglassung des Gradnetzes und schlecht orientirt in seinem Buche zu reproduciren. Bezeichnend ist, dass selbst der Massstab der Originalkarte unverändert wiedergegeben wurde, obwohl er zu der Reduction im Buche Sorela's gar nicht passt.

sporadisch vertheilt sind, ihren Ursprung aus alten Zeiten herleiten, und stets in Zwist leben sollen. Doch scheint die Existenz derselben mehr ein historisches Moment zu bilden, ähnlich wie man zum Beispiel von den Engländern weiss, dass sie aus Normannen und Sachsen hervorgegangen sind und dennoch nur von einem Volke spricht, möge das Vorherrschen des einen oder des anderen Elementes in gewissen Districten auch noch nachweisbar sein.

Der reinste Menschenschlag und die ältesten Bubesitze sollen in der Umgebung der Baien von San Carlos und de la Concepcion gelegen sein. Von dort verbreiteten sie sich erst über den Westen der Insel, und von den dort gegründeten Dörfern wanderten Familien über den Loïta-Pass nach der Ostküste, wo sie Dörfer gründeten, welche mit ihren Mutterdörfern gleiche Namen tragen. So gibt es im Osten und Westen ein Basipú, Basacato, Boloco etc. Erst ganz zuletzt sollen Bococo und Batete im Südwesten und die Umgebung Sta. Isabels besiedelt worden sein. Ob die ersten angolenser Sclaven, die wohl seit Jahrhunderten bis zur jüngsten Zeit, wo die Sclaverei in Principe aufgelassen wurde, einen schwachen, aber stetigen Einwanderer-Zufluss nach dem Südosten bildeten[1]), schon Bube in jenem Theile der Insel vorfanden, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat jedoch eine innige Vermischung stattgefunden, so dass heute nur die Ueberlieferung, jedoch keinerlei äusseres Merkmal auf die Existenz dieses von den Bube verschiedenen Elementes hinweist.

Der Obertheil des Pik und der Cordillera, sowie ein weiter District in der Südwestecke der Insel ist unbewohnt, und nur selten betritt der Fuss eines Bubejägers diese Gebiete. Ob dieselben stets eine unbewohnte Wildniss gewesen? Ein zwei Meter hoher massiver Ringwall aus Steinen, den ich im Urwalde des Amesuwathales fand, scheint das Gegentheil anzudeuten. Was die Zahl der Bube anbelangt, so schwanken die Angaben darüber zwischen 3000 und 30.000.

---

[1]) Don José Varela führt sie schon 1780 als zahlreich vorhanden an.

Nach meiner Ansicht dürfte die richtige Zahl zwischen 20- und 25.000 liegen.

Alle Bube sprechen eine, dem Bantustamme angehörige Sprache, die jedoch in Dialecte zerfällt, welche von einander recht bedeutend, aber nie derart abweichen, dass eine Verständigung unmöglich wäre. Dagegen erscheint sie von den Sprachen der Festlandstämme, z. B. der Dualla, völlig verschieden, wenn sie auch, als dem gleichen Stamme angehörig, Anklänge an dieselben aufweist. Im Gegensatze zu den weichen, biegsamen Lauten des Kikongo, an welche ich gewöhnt war, fielen mir bei der Bubesprache gewisse Härten auf, welche, verbunden mit den charakteristischen, scharf abgehackten Endsilben einen eigenartigen, doch nicht unangenehmen Eindruck hervorbringen. Das Zahlensystem ist fünfstellig, in einem Falle auffallenderweise sogar sechsstellig, doch sind die Bube recht schwache Mathematiker und über 20 zählen fällt ihnen schon schwer.

Im Gegensatze zu vielen Bantustämmen sprechen die Bube meist langsam, mit breiter, deutlicher Betonung jeder Silbe. Ihre Sprache ist noch wenig studiert; ich veröffentliche a. a. O. ein kleines Wörterverzeichniss, ausserdem hat der Missionär Parr[1]) ein kleines Lexikon ausgearbeitet und Padre Martinez ein solches handschriftlich angelegt. Die Copie dieser in Madrid befindlichen Handschrift ist von mir übersetzt und publicirt worden.[2]) Die Bube scheinen Sprachtalent zu besitzen, wenigstens eignen sie sich überraschend schnell ein englisches Kauderwälsch an.

Wenn ich von den psychischen Eigenschaften der Bube sprechen soll, so kann dies nur mit einer gewissen Selbst-

---

[1]) Parr. Bubina English Dictionary with notes on grammar. (George's bay district), George's bay, Fernando Po 1881. 40 p.

[2]) O. Baumann, Beiträge zur Kenntniss der Bubesprache auf Fernando Póo. (Zeitschrift für afrikanische Sprachen, Berlin 1888, pag. 138—155.) Auch in dem kleinen Aufsatze von Don José Maria Gomez y San Juan, die Insel Fernando Poó (Ausland 1884 pag. 835), sowie von D. Jeronimo M. Useray Alacron, Memoria de Ia isla de Fernando Póo Madrid 1848, sind kurze Bube-Vocabularien veröffentlicht worden.

verleugnung meinerseits geschehen. Ausser manchen angenehmen, haben die Bube mir auch recht bittere Stunden bereitet, mich mit Speeren angegriffen, obdachlos und hungerig mich den Wolkenbrüchen der Regenzeit preisgegeben und mit tückischem Sinne auf verschlungene Waldpfade geleitet, so dass ich mehrmals in der Wildniss mich verirrte. Trotzdem kann ich den alten Seefahrern nicht beistimmen, welche die Bube als schrecklich bösartige Wilde schildern. Ihre Sitten erschienen ihnen roh und wild, ihre Scheu hielten sie für Bosheit. Wer sich jedoch die Mühe gibt, auch nur einige Zeit mit den Bube zu verkehren, wird sich überzeugen, dass diese Ansichten doch der Begründung entbehren. Die Bube sind eben ein Naturvolk. im vollen Sinne des Wortes. In den endlosen Tropenwäldern und finsteren Bergschluchten, in den hochhalmigen Grasfeldern ihrer Heimat, da ist der Bube wahres Element. Während den Dualla in Kamerun ihre Hauptbeschäftigung, der Handel, ein lebhaftes, oft selbst aufdringliches Wesen verleiht, scheint das permanente Waldleben auf den Bube einen gegentheiligen Einfluss geübt zu haben. Heftige Gemüthsausbrüche, wie man sie in Kamerun beobachtet, kommen bei Bube fast nicht vor: ohne trübselig zu sein, hat ihnen ihre Lebensweise doch einen Hang zu stiller Nachdenklichkeit gegeben, wie man ihn bei uns oft an Jägern, Köhlern und ähnlichen ein einsames Waldleben gewohnten Leuten beobachtet. Der Bube ist mit allen Fasern seines Herzens mit seiner schönen Heimat, mit seiner primitiven, sorglosen Lebensweise verwachsen. In dieser Eigenschaft basirt sein Hauptcharakterzug: streng conservativer Sinn. Man hat öfters versucht, Bube zu bekleiden, aber meist mit dem Resultate, sie schon nächsten Tags wieder ihrer alten, splitternackten Freiheit zustreben zu sehen.

Oft ist es sogar gelungen, Bubemänner als Arbeiter zu benützen. [1]) Einer soll ein sehr tüchtiger Seemann gewesen

---

[1]) Der einzige mir bekannte Bube, der jetzt bei einem Weissen arbeitet, ist Batei, ein trefflicher Matrose auf Mr. Grenfell's Dampfer »Peace« am oberen Congo.

sein, fuhr bereits mit Schoonern nach den Küstenplätzen, sprach fliessend englisch und benahm sich äusserst gesittet — um eines Tages seine sämmtlichen Ersparnisse zu verschleudern, die Kleider vom Leibe zu reissen und in den Busch zu entspringen, wo er heute noch lebt, seine Kinder tätowirt und sich in nichts von seinen Landsleuten unterscheidet. — Auch mit dem weiblichen Geschlechte machte man Versuche. Bubemädchen wurden in Sta. Isabel aufgezogen, sie trugen städtische Kleider und schnitten schon die höflichsten Grimassen, um plötzlich spurlos zu verschwinden und bald in einem Bubedorfe mit dem Lendenschürzlein als einziger Toilette aufzutauchen.

Fremde Neger schon betrachten die Bube mit Misstrauen und Mukarra, der Weisse, ist ihnen gar ein reiner Teufel. Oft ist es mir geschehen, dass ein Bubemann in das dichte Gebüsch seitwärts vom Wege sich versteckte, nur um mir nicht begegnen zu müssen.

Diese abergläubische Scheu ist auch der Grund der Abneigung gewesen, die man mir an mehreren Orten bezeigte. Sobald jedoch das Vertrauen der Bube gewonnen ist, zeigen sie sich wahrhaft freundlich und es lässt sich mit ihnen dann besser als mit vielen anderen Stämmen leben. Ihr harmlos-liebenswürdiger Charakter tritt dann offen zu Tage und wenn man von der Verlogenheit absieht, welche den Schwarzen schon einmal angeboren zu sein scheint, so lassen sich ihnen nicht viele schlechte Eigenschaften nachsagen.

Ueber das Physische der Bube liest man nicht viel Gutes, da den Autoren bisher ausschliesslich jene aus der Umgebung Sta. Isabels bekannt waren, die verkommen und keineswegs typisch sind.

Ich habe die Bube als einen hochgewachsenen, äusserst wohlgebauten Menschenschlag kennen gelernt. Die Hautfarbe ist kastanienbraun oder broncefarben, oft noch lichter, selten dunkler. Die Gesichtszüge sind regelmässig, die Nase nicht allzu platt, überhaupt der Negertypus kaum hervortretend. Besonders im Jünglingsalter ist der Gesichtsausdruck oft von

eigenartiger, gewinnender Sanftmuth, allerdings meist ohne den Stempel besonderer geistiger Stärke.

Gleichalterige Bube sehen sich auffallend ähnlich, selbst meine schwarzen Diener haben häufig Leute verwechselt oder für Brüder gehalten, die in keiner Weise verwandt waren. Die Muskelentwickelung ist eine vollendete, ein Bube, der in seiner geschmeidigen Nacktheit auf engem Waldpfade dahineilt, ist ein Bild der Kraft, Gelenkigkeit und Gesundheit. Die Brüste liegen bei den Männern oft auffallend tief, bei den Weibern sind sie, besonders im Vergleiche zu den Kamerunfrauen, wohlgeformt. Sie stehen weder in der Jugend spitz zizenförmig hervor, noch begegnet man bei reiferen Frauen häufig jenen scheusslichen Hautsäcken, die die alten Duallaweiber so abstossend machen. Ueberhaupt müssen die Bubefrauen als besonders hübsche Negerinnen bezeichnet werden, wenn auch bei Eintritt der Mannbarkeit der Hang zum Fettwerden bei ihnen häufig ist.

Die Bube haben relativ kurze, kräftige Beine, die im Alter von zahllosen Runzeln bedeckt sind. Dass Auge und Ohr bei ihnen äusserst scharf sind, hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten. Ich hatte die Berichte vom «Adlerblick der Wilden etc.« schon längst nach meinen Erfahrungen am Congo zu den Ammenmärchen geworfen, die Bube machten mich wieder daran glauben.

Ihr Haarwuchs ist üppig, viele Männer tragen einen Kinnbart, den sie zu einem Knoten drehen. Partieller Albinismus, besonders an den Extremitäten, ist nicht selten, vom totalen Albinismus sah ich ein Beispiel in Busolla an einem circa achtjährigen Mädchen, das völlig weiss war, blonde Haare und blaue, lichtscheue Augen besass.

Von Krankheiten scheinen besonders Lungen- und Kehlkopfleiden verbreitet, auch Hautausschläge kommen vor, doch scheint die Syphilis bei den Bube noch keinen Eingang gefunden zu haben.

Wie alle Neger, so werden auch die Bube öfters vom Fieber befallen, gewisse Striche, wie die Küste an der Conceptionsbai, fürchten sie ihres ungesunden Klimas halber.

Die Bube gehen unbekleidet, es sei denn, dass man es als Kleidung betrachten wolle, wenn sie eine Bastschnur um den Leib binden, an welcher vorne ein kaum handbreites Zeugschürzchen herabhängt. Oft wird dasselbe durch ein Affenfell ersetzt, manchmal — und das soll die ursprüngliche Form sein — eine halbe Kürbisflasche als Schambedeckung benützt.

Die Weiber tragen öfters vorne kleine Bastschürzen aus Fasern, wie man sie etwas grösser auch in Bangala am oberen Congo sieht, meist begnügen sie sich jedoch mit etwas Laub als Bekleidung, kommen also dem paradiesischen Feigenblatt sehr nahe. Kinder bis 10 oder 12 Jahre gehen völlig nackt.

Das Anfertigen eingeborener Zeuge oder Matten ist den Bube unbekannt.

Ausser in der nächsten Umgebung Sta. Isabels ist es bei allen Bube Sitte, sich das Gesicht durch Schnitte zu verunstalten. Dieselben verlaufen radiär von der Nasenwurzel über die Wange und werden quer über die Stirne gezogen. Sie bilden flache Narben und werden im fünften oder sechsten Jahre durch den Zauberdoctor angebracht.

So sehr diese Sitte auch die hübschen Gesichter der Bube entstellt, so ziehe ich sie doch der Verzierung durch Narbenwülste weit vor, wie sie am oberen Congo gebräuchlich. Am übrigen Körper sind die Bube nicht tätowirt, die zierlichen blauen Hautverzierungen der Dualla sind ihnen unbekannt.

Das Haar wird entweder kurz getragen oder steil aufgekämmt, im Süden auch manchmal zu vielen kleinen Zöpfchen vereinigt. Früher war es Sitte, das Haar mit rother Farbe und Lehm zu verkleben, doch ist dies jetzt schon sehr aus der Mode. Dagegen spielt das Bemalen der Haut eine grosse Rolle.

Die rothe Farbe wird gewonnen, indem man das Laub eines glänzendblätterigen, dem Kaffeestrauche ähnelnden Tolabusches, (wohl einer Sophorea-Art) der zu diesem Zwecke besonders angebaut wird, mit Salz auf einer Steinplatte ver-

reibt, wodurch ein rother Brei entsteht. Mit diesem bemalen die Frauen sich gegenseitig, sowie ihre Kinder und Gatten täglich abends am ganzen Körper, was als ausserordentlich gesund gilt.

Wer besonders elegant erscheinen will, der macht sich mit gelbem oder weissem Lehm einige Klekse auf die Brust und ins Gesicht.

Fast alle männlichen Bube tragen eine Kopfbedeckung, die ihr Haupt nie verlässt; oft ein buntes Tuch oder einen europäischen Filz, meist aber einen Strohhut oder eine Fellmütze mit der haarigen Seite nach aussen. Die Strohhüte sind fest und dauerhaft geflochten und variiren sehr in der Form — oft sind sie spitz mit schmaler Krempe, oft breitrandig, bei Regen werden förmliche Runddächer am Kopfe getragen, während kleine Deckelchen mit kaum 20 cm Durchmesser und einem Bastschopfe in der Mitte einzig als Zierde dienen. Oft werden die Hüte durch eine Nadel aus Holz — in neuerer Zeit durch importirtes Eisen ersetzt — festgehalten.

Das Ohrläppchen wird zuweilen durchbohrt und trägt Holzcylinder von 1 bis $1^1/_2$ cm Durchmesser. Der Hals ist mit mannigfaltigen Amuletten geziert. Oft sind es Halsbänder aus Schlangenwirbeln, Federn, Fellpäckchen, Zähne oder Antilopenhörner, oft nur Gras oder frisches, blättriges Schlinggewächs.

Die Weiber tragen am Oberarm breite, einschneidende Bastbänder, beide Geschlechter jedoch ausnahmslos schmale, aus Gras zierlich geflochtene eng sitzende Bänder am Arme, in welchen bei Männern das Messer, bei Weibern die Thonpleife steckt.

Ein gleiches Band ist meist auch unter dem rechten Knie. Hübsch geflochtene Armbänder aus Schnüren kleiner bunter Glasperlen sind beliebt. Kriegerisch verzierte Männer tragen buschige Armbänder aus grünem Grase.

Weitaus den originellsten Schmuck der Bube bilden die breiten Bänder aus Muschelsplitter, welche sie um Hals, Arme, um den Leib und um die Beine zu schlingen pflegen. Die Muschelsplitter sind kleine weisse, circa 1 mm dicke, an

den Rändern unregelmässig kreisförmige Scheiben aus der Schale einer Achatina, welche in der Mitte ein kleines Loch besitzen. Sie werden an Schnüren gereiht und diese dann kunstvoll zu flachen Bändern geflochten.

Es ist eigenthümlich, dass ähnlicher Schmuck auch in Angola vorkommt, nur dort sorgfältiger angefertigt wird. Sollte dieser merkwürdige, an den anliegenden Küsten völlig unbekannte Gegenstand erst seit dem Auftreten der Angolares in Fernando Póo üblich sein?

Der Schmuck, welchen man heute in die Hand bekommt, charakterisirt sich meist schon durch sein abgetragenes, geglättetes Aussehen als sehr alt. Hutchinson[1]) und Navarro[2]) behaupten, er würde in Bilelepa erzeugt und auch mir wurde mitgetheilt, dass derselbe in sehr geringem Masse noch heute in Bao, unweit Bilelepa angefertigt würde. Diese Muschelsplitter sind das einzig Werthvolle, was die Bube besitzen und vertreten oft geradezu die Stelle des Geldes.

Die Wohnsitze der Bube lagen nach der Ueberlieferung früher am Meere; erst durch die portugiesischen Sclavenhändler wurden sie ins Innere gescheucht. Sicher ist, dass die ersten Spanier Ende des 18. Jahrhunderts keine Bubedörfer am Meere fanden. In neuerer Zeit scheinen die Niederlassungen bergab zu rücken, wenigstens sind die Plätze, wo Bananen, verwilderter Yams und Tarro auf alte Dorfstätten hinweisen nicht höher gelegen als die heutigen Dörfer.

Wie bei allen Bantustämmen, so ist auch bei den Bube das Leben nichts Anderes als ein Nomadisiren mit jahrzehntelangen Unterbrechungen. Wird an einem Orte der Ertrag der Felder schlecht, oder sind mehrere Personen nacheinander gestorben, so dass man gegründeten Verdacht hat, dass der Ort »verzaubert« sei, so wird an einen anderen Ort übersiedelt, wo eine flache Stelle, Oelpalmen und ein klarer Bach zur Ansiedlung laden.

---

[1]) Hutchinson. Impressions of Western Afrika. London 1858.

[2]) Navarro D. Joaquin. Apuntes sobre el estado de la costa de Africa, Madrid 1859.

Die Dörfer bestehen aus Complexen, die mehr oder weniger weit von einander getrennt sind. Aehnlich wie ein Dorf der Alpenländer mehrere Almen besitzt, so gehören zu jedem Bubedorfe ein oder mehrere Palmölplätze und Farmniederlassungen, die zu gewissen Jahreszeiten vorübergehend besiedelt werden.

Alle in der Tropenzone gelegenen Dörfer haben ihre »beach«, d. h. einen Küstenplatz, nach welchem sie ihr Palmöl abtragen, um es an die Potoneger zu verkaufen. Die Dorfcomplexe sind meist mit Zäunen aus Stangen umgeben, die oft neu zu grünen beginnen.

Von den Gebäuden lassen sich Versammlungs- und Wohnhäuser unterscheiden. Alle Bubehütten haben rechteckigen Grundriss. Die Versammlungshütten der Familien, welche je einen Complex bewohnen, liegen meist am Dorfplatze. Die Wände sind aus eingerammten Holzscheiten oder senkrechten Brettern, welche den Durchgang der Luft in keiner Weise verhindern. Dadurch unterscheiden sich die Hütten der Bube auffallend von jenen der Festlandstämme oder der Congo-Völker, welche die Wände aus Blattrippen und Wedeln der Raphia-Palme flechten. Das Dach ist steil, mit dachziegelartig geordneten Bananenblättern gedeckt. Die Schwelle bildet ein Baumstamm. Eine oder mehrere Thüren führen an der Breitseite ins Innere, sind aber so nieder, dass man nur tiefgebückt eintreten kann. Breite Bretter dienen schieberartig als Verschluss. Um die Hütte ist ein tiefer Graben zum Abfluss des Wassers gezogen.

In diesen Hütten pflegen die Familien sich unter Tags aufzuhalten; sie sind meist mit dichtem Qualme erfüllt, der der Feuerstelle in der Mitte entsteigt, wo jahraus jahrein mächtige Stämme glimmend unterhalten werden. Kleine, runde oder würfelige Klötze dienen als Sitze. An der Rückwand ist ein niederer Verschlag von Brettern angebracht, der als primitive Schatzkammer dient. Vor demselben thront, mit ernster Würde sein Pfeifchen schmauchend, der pater familias. Dieser Platz gebührt ihm allein, kein anderer darf sich dahin setzen.

An den Mittelpfeilern des Hauses und den Dachstreben hängen Körbe, Kalebassen, Speere, Gewehre und anderes Geräth, aber auch Zauberkram, Thierschädel, Schlangenhäute, Baumwurzeln, Affenschwänze, Schildkrötenschalen im bunten Wirrwarr, Alles vom schwarzen Russe glänzend oder bedeckt mit dickem Staube.

Die Wohnhäuser sind in ähnlicher Weise erbaut, nur sind deren Dächer minder steil und ein einziger Eingang ist an der schmalen Seite angebracht. Das Innere ist in eine vordere und hintere Hälfte durch eine Zwischenwand getheilt. Die eine dient als Küche und Wohnung, die andere enhält kleine Verschläge, in welchen die Betten der Familienmitglieder — einfache Bretter oder Pritschen aus den Blattrippen der Raphiapalme — angebracht sind.

Die Bubehäuser bieten gegen Regen vollständigen Schutz und können, den Verhältnissen entsprechend, recht wohnlich genannt werden. Natürlich entspricht unsere Beschreibung der beiden Hausformen nur dem Typus, von welchem im Einzelnen oft recht bedeutend abgewichen wird.

In höher gelegenen Dörfern sind alle Holzbestandtheile aus Baumfarrenstämmen, auch macht man dort der Kälte halber doppelte Wände, zwischen welchen ein freier Raum von circa 75 cm bleibt. Bei vielen Wohnhäusern fehlt die Abtheilung, manche sind so klein, dass nur ein Knabe darin schlafen kann.

Bei jedem Bubedorf ist eine Cloake aus viereckig gelegten Baumstämmen, eine Institution, welche sonst den meisten Afrikanern entbehrlich scheint. An den Palmölplätzen bilden leicht gestützte Dächer die einzige Unterkunft.

Die Bubedörfer liegen selten knapp an den Pfaden, welche die einzelnen Orte verbinden.

Wie bei allen Naturvölkern, so ist auch bei den Bube der Nahrungstrieb vor Allem derjenige, welcher ihre intellectuellen Fähigkeiten zum Ausdruck bringt. In Bezug auf Jagd ist der Bube relativ sehr günstig daran. Der fast vollständige Mangel an Raubthieren (Pythonschlangen allein könnten als solche bezeichnet werden) sowie die immer noch ausgedehnten

unbewohnten Walddistricte haben einen Reichthum an niederem Wild (Zwergantilopen, Affen, Stachelschweine, Eichkätzchen etc.) entwickelt, der dem eingeborenen Jäger sehr zu statten kommt. Besonders in den südlichen Districten ist die Jagd eine Beschäftigung, welcher der Bube mit ebensoviel Eifer als Geschick obliegt. Wenn ein Bube seine weite, von den Factoreien gelieferte Jagdtasche umhängt und das lange Steinschlossgewehr ergreift, um in den Wald zu ziehen, so kann man fast sicher rechnen, dass er nicht ohne Beute heimkehrt. Das Fallen eines Schusses zeigt seinen Freunden das Erlegen einer Beute zweifellos an. Ausser auf diese Weise verstehen die Bube auch erfolgreich mit Schlingen und Fallen zu jagen.

Der Bube ist unermüdlich auf seinen Jagdzügen. Mit Flinte und Tasche, mit Bergstock und Waldmesser durchstreift er tagelang die pfadlosen Wildnisse, oft bildet ein hohler Baum seine nächtliche Unterkunft, oft baut er sich an günstigen Stellen eine leichte, aber haltbare Waldhütte. Er vermag lange zu hungern, kein Dickicht ist seiner geschmeidigen nackten Gestalt undurchdringlich und mit Kraft und Leichtigkeit weiss er mit dem Waldmesser die hemmenden Zweige zu beseitigen. Oft glaubt man in völlig unbetretener Wildniss zu sein, da erblickt man eine alte, halb verwachsene Jagdhütte, oder gekappte Zweige verrathen, dass ein Bube einst hier durchpassiert.

Etwa zwischen Jagd und Fischerei stehend kann man die Ausbeutung der Seeschildkröten und ihrer Eier betrachten. Die Fischerei selbst ist nur bei gewissen Dörfern, hauptsächlich an der Ostküste üblich.

Die Boote der Bube sind einbäumige, vorne spitze und hinten stumpfe Canoes, in welchen einige Querbretter mit der Kante nach aufwärts angebracht sind. Die Ruder sind spitz und gleichen jenen der Dualla von Kamerun. Am Bug des Canoes ist meist ein Schilf als Verzierung oder primitives Segel angebracht. Das Rudern geschieht sitzend. In diesen Fahrzeugen wagen sich die Bube, welche notorisch des Schwimmens nicht mächtig sind, oft weit hinaus in die See

und fischen mit Netzen. Auch Ankerbojen mit Netzen werden öfter von ihnen angelegt.

Ausser diesen kennen die Bube noch unzählige Arten der »niederen« Jagd und Fischerei. In den reissenden Bergbächen legen sie Körbe mit der Oeffnung stromaufwärts und fangen darin kleine Fische, sie stellen den Krebsen nach, suchen am Strande geniessbare Conchilien und Krabben, beuten den Honig der Waldbienen aus u. s. f.

Die Hausthiere sind Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe und Hühner. Hausschweine leben nur verwildert im Busch, von Rindern, welche die Spanier einführten, ist nichts mehr übrig geblieben. Dieselben sollen in den Graszonen ebenfalls völlig verwildert sein und wurden von den Bube ausgerottet, doch sieht man heute noch manchmal ihre Häute und ältere Männer erinnern sich an ihr Vorkommen. Der Hund gehört der gewöhnlichen, westcentralafrikanischen Varietät an. Er hat glatte, kurze Haare, windhundähnlichen Habitus, spitze Schnauze und aufrechte Ohren, die Farbe ist meist gelbbraun mit weissen Flecken, in Fernando Póo auffallend häufig schwarz. Dieser Hund pflegt auf jämmerliche Art zu heulen, soll aber zur Jagd sehr verwendbar sein und wird von den Bube gut behandelt. Katzen sieht man ziemlich viele, sie gleichen den unsrigen aufs Haar und werden von den Bube Pusi genannt. Die Schafe sind kurzhaarig und langbeinig, die Ziegen untersetzt, kurzbeinig mit kurzen Hörnern, beide meist schwarz und weiss geblässt. Von Schafen und Ziegen sieht man grosse Mengen in der Graszone, besonders im Riabbakessel. Die Milch derselben wird nicht verwendet. Die Hühner, der kleinen afrikanischen Varietät angehörig, sind in Sta. Isabel so selten, dass man sie selbst für theueres Geld nicht bekommen kann, während sie in den südlichen Distrikten reichlich zu haben sind. Sie nächtigen auf Bäumen im Dorfe und sind so scheu, dass man sie mit dem Gewehre erlegen muss.

Eine verhältnissmässig hohe Stufe hat der Ackerbau bei den Bube erreicht. Ausser der Oelpalme (Elaeis Guineensis) ist der Yams (Dioscorea alata) und der Taro, in Afrika meist

Koko genannt (Colocasia esculenta) ihre Hauptnahrungspflanze. In zweiter Linie steht die Banane (Musa sapientum und Ensete); unbekannt sind Grundnüsse, süsse Kartoffel, merkwürdiger Weise auch der Maniok. Wenn man bedenkt, welch' ungeheure Verbreitung der aus Amerika stammende Maniok in Centralafrika erlangt hat, ja wie er die meisten anderen Culturgewächse verdrängt und die Hauptnahrung zahlreicher Stämme bildet, so ist es gewiss höchst auffallend, dass den Bube der Maniok unbekannt geblieben. Obwohl Fernando Póo mehrmals in directer Verbindung mit Cuba stand, obwohl in Kamerun viel Maniok gebaut wird, ja die Potoneger auf der Insel selbst Anlagen dieser Pflanze besitzen, haben die Bube doch an den älteren Nahrungspflanzen der tropischen alten Welt, Yams, Koko und Banane, ausschliesslich festgehalten.

In Bezug auf den Ackerbau repräsentirt der Bube also den Typus des Afrikaners vor der Entdeckung Amerikas mit erstaunlicher Reinheit. Man darf deshalb nicht glauben, dass derselbe eine allzu niedere Stufe einnehme. Die Felder der Bube, besonders in den Grasdistricten der San Carlos-Bai müssen sogar wohlgepflegt genannt werden. Ueber die fleischige Pflanze des Koko mit ihren breiten pfeilförmigen Blättern sind niedere aus leichten Stäben und Bast hergestellte Lauben angebracht, an welchen der Yams sich hinanrankt.

Die Felder sind durch Raine und Zäune abgegrenzt, welch' letztere an den Pfaden mit kleinen Leitern überstiegen werden. Niedere Schutzdächer dienen als Scheuern für die gewonnene Feldfrucht und als Unterkunft der Arbeiter. So indolent die Bube sich in mancher Beziehung zeigen, so viele Sorgfalt verlegen sie andererseits auf die Pflege ihrer Felder, und arbeiten in denselben mehr als die meisten anderen Bantustämme. Männer und Weiber betheiligen sich an der Feldarbeit, oft sind die Dörfer tagsüber ganz ausgestorben, wenn die Ernte oder andere Umstände grössere Arbeitskräfte erfordern. Die Yamsknollen des Cordilleradistrictes sind äusserst wohlschmeckend, jene der Ostküste grösser aber

minder gut. Der Fernando Póo-Yams erfreut sich allgemeiner Beliebtheit bei den Kaufleuten der Küste; die Potoneger kaufen denselben den Bube ab und verführen ihn auf Kuttern nach Calabar, Kamerun und anderen Küstenplätzen, wo er reissenden Absatz findet.

Die Oelpalme kommt in der tropischen Waldzone der Insel in unglaublichen Mengen vor, wie ich sie weder am oberen Congo, noch in einem anderen Gebiete auch nur annähernd gesehen. Sie dient zur Gewinnung des Palmöls, welches die Bube grossentheils den Factoreien liefern und des Palmweins. Letzterer wird derart gewonnen, dass man unterhalb des Ansatzes der Blätterkrone ein viereckiges Loch in den Baum stemmt. An demselben wird die Mündung einer Kürbisflasche befestigt, ein gerolltes Bananenblatt dient zur Leitung und jeden Morgen und Abend füllt sich die Kalebasse mit milchig weissen, leicht geistigen, angenehm erfrischenden Topé, wie man den Palmwein bei den Bube nennt. Zum Erklettern der Palme dient ein starkes Band aus Bast, welches der Mann um den Baum und um seinen Leib schlingt und durch einen kunstvollen Knoten schliesst. Die Ansatzstellen alter Wedel dienen als Treppen und die Schlinge immer höher hinanschnellend erklettert der Bube die Palme.

Zuckerrohr wird selten angebaut, von Früchten sieht man manchmal Orangen auch im Inneren der Insel. Die Cocospalme hat geringe Bedeutung für die Bube, da sie nur vereinzelt an der Küste auftritt. Der afrikanische Pfeffer gedeiht in allen Dörfern, ebenso ist Sterculia acuminata, die Kolanuss, öfters anzutreffen und wird mit Vorliebe gekaut. Die Bube sind leidenschaftliche Raucher, bauen aber keinen Tabak, sondern erhalten ihn ausschliesslich von den Händlern. Besonders die Weiber lieben das Rauchen sehr, sie verwahren die Pfeife meist am Armband.

Die culinarischen Leistungen der Bube sind in Anbetracht der Verhältnisse gar nicht zu verachten. Die Reinlichkeit ist freilich etwas bedenklich, nur zu oft geschieht es, dass ein Mann sich die schlammigen Füsse in einem Topfe

wäscht, um gleich darauf seinen Yams darin zu kochen. Mit dem Salze wird sehr gespart, da es ein kostbarer ausschliesslich von den Factoreien importirter Artikel ist. Der Yams, welcher an Güte des Geschmackes der europäischen Kartoffel gleichkommt, wird in Stücke zerschnitten, gekocht und aus Körben gegessen. Sehr beliebt ist Yams-Fufu, wobei die gekochten Knollen mit einem Holzstücke zu einem Teig geschlagen werden. Fleisch wird meist als Palmoilchop zubereitet, d. h. erst leicht gekocht, dann mit dem den frischen Palmnüssen ausgequetschten Safte gebraten. Am Congo heisst man diese stark gepfefferte Speise Muamba; wer sie kennt, der weiss, dass es ein vortreffliches Gericht ist. Die Kokoknolle muss sehr lange gekocht werden, um schmackhaft zu werden; sie bekommt dann im Bruche ein röthliches Aussehen. Die Blätter derselben werden von den Bube als Gemüse gekocht. Bananen werden grün in der Asche geröstet, gereift aber auch oft gebraten. Erwähnt soll auch ein merkwürdiges Fischhaché werden, dass ich in Eori kennen lernte. Kleine Süsswasserfische werden zerstampft und zu einem schmutzig grauen Klumpen geknetet. Derselbe wird dicht in Bananenblätter eingeschlagen und über dem Herdfeuer geräuchert. Für Vorurtheilsfreie schmeckt dies ganz pikant.

Einfach, wie das ganze Leben der Bube, sind auch ihre Geräthschaften. Die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens aus dem vorhandenen Raseneisenstein, welche allen Stämmen des Festlandes bekannt, ist den Bube völlig fremd. Sie sind denn auch die einzigen Centralafrikaner, welche in historisch nachweisbarer Zeit Steinwerkzeuge benützten.[1]) Bei der fortwährenden Verlegung der Dörfer gingen dieselben freilich verloren und es war mir nicht möglich, ein Exemplar aufzutreiben. Doch erinnern sich alte Bube und Potoleute noch an deren Gebrauch und Navarro[2]) be-

[1]) In neuester Zeit deuten Artefacte die man bei Südmanyanga am Congo fand, auf das frühere bestehen einer Steinzeit bei den Bakongo hin.

[2]) Apuntes sobre et estado de costa occidental de Africa por Don Joaquin Navarro, Madrid 1859.

richtet, dass 1858 noch Steinbeile zu Bilelepa angefertigt wurden. Heute sind diese Gegenstände durch Messer, Kutlasse und Beile aus den Factoreien ersetzt, welche von den Bube meist andere Griffe bekommen. Ihre Töpfe sind klein und werden an der Sonne getrocknet, doch sind europäische eiserne Kessel meist im Gebrauche. Recht geschickt sind die Bube im Korbflechten. Bei den gewöhnlichen Tragkörben zeigt sich die Eigenthümlichkeit, dass dieselben vom Rande nach abwärts geflochten werden. Dadurch entsteht ein cylindrisches Geflecht, dessen unterer Rand derart gegen das Centrum gebogen wird, dass die Falten gegen die Mitte des Korbbodens radial zusammenlaufen. Dort werden dieselben mit einem regelmässigen Bastknoten verbunden. Weit besser sind die Oelkörbe mit flachem Boden gefertigt, sie sind so solid, dass das flüssige Palmöl darin zu Markte getragen werden kann.

Von den Waffen und Musikinstrumenten der Bube wird bei Behandlung der betreffenden Volkssitten die Rede sein.

# III.

Inneres Leben der Bube. — Geburt eines Kindes. — Jugend. — Heirat. — Moralität. — Tod. — Begrüssung. — Musikinstrumente. — Gesang. — Tanz. — Gastmähler. — Sclaverei. — Häuptlinge. — Moka von Riabba als oberster König der Bube. — Centralisation. — Unkenntnis der spanischen Regierung. — Kriege der Bube. — Stöcke und Waffen. — Einführung des Volksgerichtes durch Moka. — Gottesurtheil. — Strafgelder. — Diebstahl. — Geisterglaube. — Zauberdoctoren. — Amulette und Dschudschu. — Erkenntniss eines obersten Gottes.

So lange ein Forscher sich mit den rein äusserlichen Eigenschaften eines Volkes beschäftigt, ist seine Aufgabe verhältnissmässig leicht, denn directe Beobachtungen können seinen Studien zu Grunde liegen. Sowie er jedoch dem inneren Leben, den nationalen Sitten und Gebräuchen seine Aufmerksamkeit zulenkt, stellen sich ihm mächtige Schwierigkeiten entgegen. Jahrelanges, gründliches Studium, genaue Kenntniss der Sprache und Eigenheiten kann hier allein zur Vollständigkeit führen: der flüchtig Durchreisende erfährt so gut wie nichts. Selbst wenn man, wie es bei mir in Fernando Póo der Fall war, einem kleinen in sich abgeschlossenen Stamme durch mehrere Monate seine Aufmerksamkeit widmet, bleiben doch manche Seiten dem Blicke verhüllt und nur Erkundigungen durch den Dolmetsch bei möglichst vielen Personen können einige Klarheit verbreiten. Darum habe ich mich im Nachfolgenden bemüht, stets das Zweifelhafte von dem Sicherstehenden zu unterscheiden.

Die Geburt eines Kindes ist meist mit geringen Schmerzen für die Mutter verbunden und gibt keinen Anlass zu besonderen Ceremonien. Das Kind erhält nach seiner Geburt einen Namen, der jedoch mit Eintritt der Mannbar-

barkeit geändert wird. Ob diese Sitte einen religiösen Grund hat, ist fraglich, doch erscheint dies nach den Analogien der Nkimba bei den Bakongo, der Makuku in Kamerun und den Namensänderungen bei den Negerstämmen für wahrscheinlich. Die Beschneidung ist bei den Bube nicht üblich, dagegen wird die Narbenverzierung des Gesichtes schon in früher Jugend zwischen 3 und 5 Jahren von dem Zauberdoctor vollzogen. Die Bube lieben ihre Kinder sehr, nicht nur Mütter, sondern auch Väter zeigen sich oft zärtlich gegen dieselben; es sind aber auch reizende muntere Geschöpfe, welche leicht zutraulich werden und sich selbst mit dem gefürchteten Mukara, dem weissen Teufel, rasch befreunden. Von einer Erziehung in unserem Sinne ist natürlich keine Rede, die Kleinen lernen eben nicht mehr und nicht minder als ein richtiger Bube zum Leben braucht. Die tiefeingewurzelten Moralitätsbegriffe dieses Volkes gestatten es nicht, dass Kinder in den Häusern der Erwachsenen schlafen. Für jeden Knaben und jedes kleine Mädchen wird eine besondere niedrige Schlafhütte erbaut, die nur einem Kinde genügenden Raum zum Übernachten bietet. Auch wird der Knabe, der mit einem Mädchen spricht, geschlagen. Obwohl Knaben von 14 und 15 Jahren es den Männern in allen Fertigkeiten mindestens gleichthun, ist das Heiraten doch erst völlig Erwachsenen gestattet. Ein Bube kann so viele Weiber nehmen als ihm beliebt, oder vielmehr, als er erhalten kann. Der oberste König Moka hat 40 Weiber, mehrere andere Dorfchefs deren 30. Die Weiber werden dem Vater abgekauft, nicht selten finden jedoch auch Heiraten ohne Bezahlung der Braut statt. Geschwisterehen sind häufig, früher sollen selbst Eltern ihre Kinder geheiratet haben.

Der polnische Reisende Janikowski,[1]) der die Bube zwar persönlich kaum kennen gelernt, aber bei den Potoleuten zu Sta. Isabel Erkundigungen eingezogen, berichtet mannigfache Verlobungs und Hochzeitsgebräuche. Ob dieselben wirklich

[1]) L. Janikowski, L'ile de Fernando Póo (Bul. de la société de geographie, Paris 1886.)

bestehen, ist mir unbekannt, ich erfuhr nur so viel, dass ein altes Weib bei der Hochzeit eine Rolle spielt und ein grosses Festmahl üblich sei. Hutchinson[1]), der einer Hochzeit beiwohnte, gibt an, dass die Braut 12 Monate in einer Hütte bleiben muss, dass die Trauung durch die Mutter des Bräutigams vollzogen werde und dass auf die Hochzeit ein grosser Tanz und Gesang durch Professions-Sängerinnen (Nepeés) folge. — Das eheliche Leben gestaltet sich insoferne zu einem relativ günstigen, als die Arbeiten fast gleich auf beide Geschlechter vertheilt sind.

Die Moralität der Bube ist ziemlich gross, Ehebruch ist sehr selten und wird strenge bestraft. Früher wurde dem überwiesenen Ehebrecher eine Hand abgeschlagen und der Stumpf in siedendes Palmöl getaucht. Jetzt pflegt man denselben an einen Baum zu binden, an welchem die bissigen schwarzen Ameisen, die sogenannten Drivers, zahlreich vorkommen. In der Umgebung von Sta. Isabel sind die Sitten wohl schon etwas gelockert, doch nur wenige, und ausschliesslich solche Bubemädchen, die dem Einflusse der Potoleute längere Zeit ausgesetzt waren, sinken bis zur Stufe der Käuflichkeit herab. Diese moralischen Eigenschaften der Bube sind um so auffallender, wenn man sie mit jenen der Potoneger oder der Dualla Kameruns vergleicht, wo die Moralität auf sehr geringes Mass beschränkt ist.

Es scheint, dass die Bube kein hohes Alter erreichen, wenigstens sieht man nur selten Greise; einzig im Dorfe Olobe Riabba sah ich ziemlich viele alte Personen.

Beim Tode eines Menschen werden Gewehre abgefeuert und Ziegen geschlachtet. Das Begräbniss findet meist im Walde statt, wo man manchmal auf Grabsteine stösst. Die Leiche wird mit ausgebreiteten Armen bestattet, nur im Districte Bilelepa sitzend und derart, dass der Kopf aus der Erde hervorragt. Mannigfache Gebräuche mögen dabei üblich sein, welche fast unbekannt sind. Von den Bube ist über

---

[1]) Thom. J. Hutchinson, Ten years wanderings among the Ethiopians London 1861, pag. 286 ff.

diesen Punkt nichts zu erfahren, die Potoleute sind freilich rasch mit Erzählungen fertig, die jedoch nichts weniger als verbürgt sind.

Die gewöhnliche Begrüssung der Bube ist das Zwiegespräch: »Ipori! — Poto — Ke Soko? — Hatsi Soko, d. h.: Sei gegrüsst — Danke — Was gibts Neues? — Nichts Neues.« Dieser Dialog ist ein stehender, der unabänderlich zwischen Begegnenden sich abspielt. Möge sich was immer ereignen, der Bube wird stets auf die Frage Ke Soko? mit Hatsi Soko antworten.

Der sorglose, heitere Sinn der Bube offenbart sich in Vergnügungen mancherlei Art, in Musik, Gesang und Tanz. Die musikalischen Leistungen unseres Waldvolkes sind allerdings nicht sehr hervorragend oder erfreulich für das europäische Ohr. Die Trommel, sonst ein Gemeingut der Bantustämme, fehlt ihnen vollständig. Sie kennen weder die gewöhnliche Trommelform des Hohlraumes mit darüber gespanntem Felle, noch die hölzerne Schalltonne mit spaltförmiger Oeffnung, welche in Kamerun und am oberen Congo gebräuchlich ist. Dagegen wenden sie Lippenpfeifen verschiedener Art an. Eine derselben, ein primitives Clarinett, besitzt mehrere Töne, mittelst welcher die Bube sich auf weite Distanzen Signale geben können. Sie verständigen sich mit denselben allerdings anscheinend recht fliessend, doch glaube ich, dass man es hier nur mit Signalen, nicht aber mit einer förmlichen Tonsprache, ähnlich der Trommelsprache der Dualla zu thun hat.

Eine andere Pfeifenform ist flötenartig, eine dritte besteht aus einer kleinen Kalebasse mit durchlöchertem Boden und wird zum Hervorbringen weithinschallender Pfiffe verwendet. Ein sehr einfaches Musikinstrument ist die Maultrommel der Bube. Dieselbe besteht aus einem gebogenen Stocke, welcher eine Bastsehne besitzt. Das eine Ende wird gegen den Mund gestemmt; die Rechte schlägt mit einem Stäbchen an die Saite, während die Linke einen Messerstiel daran drückt. Durch Verschieben des Messerstiels und mehr oder weniger Oeffnen des Mundes werden einige Tön ehervor-

gebracht.. Primitive Holzklappern werden manchmal am Arme getragen. Eine grosse Rolle bei den Vergnügungen der Bube spielt der Holzgong Elibó, der mit beiden Händen anzufassen ist. Der Holzgong ist aus einem Stücke geschnitzt und aussen oft mit originellen Zeichnungen verziert. In Vollmondnächten setzen sich zwei Reihen Männer gegenüber und klappern im Takte, mit eintönigem Wechselgesange.

Das Klappern wird mit grosser Exactheit von allen Mitgliedern einer Partei gleichzeitig ausgeführt. Die Weiber und Kinder tanzen entzückt um die klappernde Gruppe herum und der Lärm dauert so lange, bis der Mond untergeht, oder von einer Wolke verhüllt wird.

Die Lieder der Bube sind eintönig und unangenehmer, als die vieler anderer Bantustämme. Es sind meist Wechselgesänge mit melancholischem Tonfalle. — In Riabba sollen die ältesten Lieder gebräuchlich sein; jetzt entstehen in Banni und dem San Carlos-District meist neue, die rasch populär werden, um ebenso rasch wieder in Vergessenheit zu verfallen. — Die Texte scheinen nicht sehr tiefsinnig, so hörte ich in Arihá mehrere Männer zum Elibóklappern durch Stunden singen: »Der Haifisch beisst des Bube Hand.«

In der Nähe fast jedes Dorfes befindet sich ein Tanzplatz, meist ein grüner Rasenfleck, umgeben von hochstämmigem Walde, in dessen Mitte eine kahle Stelle des lehmigen Bodens ausgetreten ist. Die Tänze werden am Tage ausgeführt, Männer, Weiber und halbwüchsige Kinder betheiligen sich daran.

Der Tanz besteht aus einem kurzen Getrippel, zwischen welchem oft heftig gegen den Fussboden gestampft wird, dass die nackte Sohle auf dem Lehme klatscht. Hie und da springt einer in die Mitte und führt einige oft ganz elegante Bewegungen aus.

Die Bube pflegen sich beim Tanze häufig mit Laub zu bekränzen, was ihnen ein wildes, bacchantisches Aussehen gibt. Jüngere Männer und Weiber singen Wechselgesänge,

einer bläst wohl die Flöte oder schüttelt eine alte Rindshaut.[1]) Dazu grunzen, stöhnen und ächzen die Tänzer im Takte, als ob sie von schrecklichen Schmerzen gequält würden. Ersteres, das Grunzen, scheint ein Vorrecht ausgewachsener Männer zu sein, ein Knabe, der einmal bei meiner Anwesenheit mitgrunzen wollte, erregte allgemeine Entrüstung, so dass er sich nur durch schleunige Flucht auf eine Palme vor Strafe retten konnte. Selbst mein Bubeführer, der es sonst nicht so genau nahm, sprach damals empört: »Him be devli« (Er ist ein Teufel.) — Wenn ein Chef ein neues Feld angelegt, oder eine andere Arbeit vollendet hat, so pflegt er seinen Leuten ein Gastmahl zu geben, bei welchem grosse Massen Yams, Fische, Palmwein etc. vertilgt werden.

Das Capitel der Sclaverei ist bei den Bantu im Allgemeinen ein recht schwieriges, da Sclaven und Freie sich im Aeussern und der Lebensweise kaum unterscheiden und es schwer wird, eine Grenze zwischen ihnen zu ziehen. Von den Bube scheint es sicher, dass Sclaven im Sinne des Kaufens und Verkaufens bei ihnen nicht vorkommen. Die Weiber werden allerdings gekauft, doch geschieht dies heute noch auch bei Albanesen und manchen Südslaven, ohne dass man diese Völker deshalb des Sclavenhaltens beschuldigen könnte. Es gibt jedoch bei den Bube Leute, welche in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse zu anderen stehen, das sie zwingt, unentgeltlich für Letztere zu arbeiten. Doch ist dieses Verhältnis nichts weniger als drückend. Vor Einführung des Volksgerichtes konnten solche Hörige auch getödtet werden. Einzelne Dörfer stehen unter der Botmässigkeit anderer und zwar sind meist die höher gelegenen den tieferen untergeben. Früher war es den Inlandsdörfern (ausser Riabba) verboten, directe mit der Küste zu handeln, heute ist diese Handelssperre zwar gebrochen, doch erheben die unteren Dörfer immer noch Abgaben von den Leuten, welche mit den ein-

[1]) Rindshäute findet man öfters bei den Bube, theils sind sie alt und stammen von den ausgerotteten Rindern her, theils werden sie von den Händlern geliefert.

getauschten Gütern nach den oberen Niederlassungen zurückkehren wollen.

Jedes Bubedorf hat einen Chef, dessen Würde erblich ist. Die Regierung soll vom Onkel auf den Neffen übergehen. Seine Autorität ist gering. In manchen Gegenden darf ein Dorfchef weder Bananen noch Koko essen, da dies mit seiner Würde unvereinbar sei. Oefter sieht man weibliche Chefs.

Die Angaben über die Erblichkeit und über das Bestehen oder Nichtbestehen einer Adelsklasse sind so zweifelhaft, dass sich darüber nichts bestimmtes sagen lässt. Der oberste König der Bube, dem Alle unterthan sind, ist Moka von Riabba. Eigenthümlicherweise ist über diesen König und seine Stellung ein Streit zwischen zwei Reisenden entbrannt, welche niemals im Inneren Fernando Póo's gereist sind, geschweige denn Moka's Dorf jemals besucht haben. Dr. Ossorio[1]) erklärt nämlich, dass Moka nicht der oberste Chef der Bube sei, während der Pole Rogoszinsky[2]) das Gegentheil behauptet. Der spanische Reisende hätte nicht einmal directe Erkundigungen einzuziehen gebraucht, um sich von der Richtigkeit der Angabe Rogoszinsky's zu überzeugen. Es sind nämlich schon vor mir Versuche gemacht worden, Riabba zu besuchen. 1874 wollte Rev. Mr. Holland sich nach Riabba begeben, wurde aber am Wege dahin von den Bube aufgehalten. — 1875 begaben sich die Missionäre Rev. Hugh Broun und Clowes mit dem Potomanne Peter Bull nach Bo-o, und es gelang ihnen, Moka's Dorf zu erreichen, doch konnten sie den König nicht sehen. In den Berichten der »Primitive Methodist Missionary Society« erklären diese und andere Missionäre Moka ausdrücklich als obersten König aller Bube, was auch nach meinen Erfahrungen zweifellos erscheint.

In dem von grasigen Hängen umschlossenen Kraterkessel von Riabba liegen die zerstreuten Hüttencomplexe und

---

[1]) Don Amado Ossorio, Apuntes de un viaje. Fernando Póo y el Golfo de Guinea. (Anales de la sociedad española de historia natural Tom. XV 1886 pag. 289.)

[2]) Bul. de la societé geographique de Havre 1885.

Yamsfelder von Moka's Dorf. Im tiefsten Theile des Kessels residiert diese merkwürdige, man möchte sagen geheimnissvolle Bube-Majestät, umgeben von 40 Weibern, behängt, wie man sagt, mit alten Silbermünzen, — ein nackter Wilder, wenn man will, aber jedenfalls eine weit einflussreichere Person auf Fernando Póo, als der spanische Gouverneur in Sta. Isabel. In Moka ist der starre conservative Sinn der Bube verkörpert. Niemals hat ein Weisser ihn geschaut, der Anblick eines bleichen Gesichtes würde, nach der festen Ueberzeugung aller Bube, den sofortigen Tod ihres Fürsten herbeiführen. Der Anblick des Meeres ist ihm verhasst. Es scheint übertrieben, wenn man sagt, dass Moka die Salzfluth nicht einmal von ferne sehen dürfe und daher mit gefesselten Beinen in der dämmerigen Hütte sein Leben verbringe. Sicher ist jedoch, dass er niemals den Strand betreten hat. Wahrscheinlich kein Potoneger und nur wenige Bube können sich rühmen, Moka geschaut zu haben. Einige Greise bilden seine Rathgeber, mit deren Hilfe er einen stillen aber mächtigen Einfluss über das ganze Volk ausübt.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass Moka den Bube Einrichtungen gegeben hat, welche von grosser Intelligenz und erstaunlich klarem Blicke zeugen. Die Idee der Centralisation zum Beispiel wird von Moka consequent verfolgt. Von allen Richtungen führen gut gehaltene Fusspfade nach seiner Residenz, und manchmal zwingt er seine Unterthanen zu einem Umwege, nur um sie zum Passiren Riabbas zu veranlassen. So bestand früher ein Weg zwischen Ureka und Bococo. Moka befahl denselben zu sperren und zwang die Urekaleute den Umweg über Riabba und Wagoridju zu machen. Die Bococoleute sind dadurch förmlich abgeschnitten und beginnen ihre Wohnsitze nach Osten zu verschieben.

Die Gefahr, welche den Bube von den Weissen droht, erkennt er sehr genau und trachtet seine Unterthanen möglichst bedürfnisslos und unabhängig von denselben zu machen. Er selbst benützt ausser Flinte und Waldmesser nichts, was von den Mukaras stammt, nie berührt europäisches Zeug seinen Körper, er verschmäht Rum und Tabak, ja selbst Salz.

Dagegen geniesst er ungleich einigen kleineren Chefs Bananen und Koko ungescheut. Seine Sympathien für Spanien — wenn er überhaupt von der Existenz dieses Landes etwas weiss — dürften daher recht geringe sein. Bei allen Bube, mit Ausnahme jener der nächsten Umgebung Sta. Isabels, erregt es entweder Hohn oder Entrüstung, wenn man ihnen begreiflich machen will, dass Itschulla, (die Insel Fernando Póo) nicht ihnen allein, sondern dem Könige von Spanien gehöre. Ich erhielt einmal die Antwort: »Die Weissen sind Fische, keine Menschen, wohl mögen sie manchmal am Lande verweilen, doch zuletzt besteigen sie wieder ihre Schiffe und verschwinden mit denselben am Horizonte im Ocean. Wie kann ein Fisch Land besitzen?« Selbst die Bube bei Sta. Isabel respectiren den spanischen Gouverneur nicht etwa als ihren Oberen, sondern als Chef der Stadt Sta. Isabel, der als Oberhaupt der Potoneger und Händler immerhin eine wichtige, achtunggebietende Person für sie ist. Die anderen Bube kümmern sich um denselben ebensowenig, wie er sich um die Bube kümmert.

Wir kommen jetzt auf die schönsten Errungenschaften Moka's während seiner jedenfalls langjährigen Regierung zu sprechen, nämlich: Einigung der Bube, Abschaffung des Krieges, Einführung des Volksgerichtes.

Vor Moka's Eingreifen waren die Bube in zahlreiche unabhängige Stämme und Gemeinden zersplittert, welche sich fortwährend bekriegten. Zwar herrschten damals schon Normen, welche die Blutigkeit der Kriege sehr beschränkten. Die Angehörigen der Complexe eines Dorfes durften nur mit den Stöcken aufeinander loshauen. An Stöcken haben die Bube zwei Arten, deren eine alpenstockähnlich ist und nur als Stütze beim Gehen dient. Am oberen Theil der anderen Stöcke sind jedoch Hühnerknochen, Schnecken oder ähnlicher Kram befestigt, sie sind »bezaubert« und werden über dem Herdfeuer aufbewahrt. Die Zauberstöcke sind sehr gefürchtet, ein Hieb derselben soll den Tod verursachen.

Nachbarliche Dorfgemeinden bekriegten sich mit den leichten Holzspeeren mit Widerhacken, welche man heute

noch häufig sieht. Dieselben sollen zwar öfter vergiftet worden sein, doch boten mächtige Schilde aus Rinderhaut [1]) Schutz dagegen. Nur grössere Kriege konnten mit dem Steinschlossgewehr ausgefochten werden. Dennoch war damals die Unsicherheit sehr gross. Niemand war seines Lebens, seines Eigenthumes sicher und grosser Missmuth herrschte allerorts über diese Zustände.

Da entsandte Moka, der König von Riabba, Boten nach allen Gauen Itschulla's, um aus jedem Dorfe die erfahrensten Männer zu einer allgemeinen Volksversammlung nach Riabba zu laden. Der erste Beschluss daselbst war die Erklärung der Einheit aller Bube, welche Moka als ihren obersten Häuptling anerkannten. Zugleich wurde beschlossen, dass die Kriege aufhören und alle Streitfälle durch die Volksversammlung, die Jhua, zu schlichten seien. Diese nahm als leitendes Princip den Satz: »Wer getödtet hat, wird getödtet.« Dies kann als oberstes Gesetz der Bube betrachtet werden, keinem von ihnen ist es gestattet, einen Menschen, sei es nun einen Bube, einen Poto oder selbst einen Weissen zu tödten. Sobald ein Mord sich ereignet, vereinigen sich sofort Abgesandte aller Gemeinden auf dem Tanzplatze des Dorfes des muthmasslichen Mörders. Oft kommen bis 2000 Mann zusammen, die von dem Dorfe erhalten werden müssen.

Bei diesen Volksgerichten mögen freilich zahreiche Ungerechtigkeiten vorkommen. Das Todtzaubern wird nämlich auch als Mord betrachtet und der angeblich desselben Ueberwiesene wird hingerichtet. Auch spielen in zweifelhaften Fällen Gottesurtheile eine Rolle. Ein Zauberstock wird auf den Boden gelegt, der Angeklagte und Kläger muss darüber springen. Der Betreffende, dessen Aussage falsch war, soll dabei sofort vom Tode ereilt werden.

---

[1]) Ueber die Form dieser Schilde, die jetzt nicht mehr gebräuchlich sind, konnte ich nichts Näheres erfahren. Auch Hutchinson, der 1857 noch Schilde bei den Bube von Sta. Isabel sah, spricht sich über deren Form nicht aus.

Aehnliche Gebräuche sollen mehrere herrschen, über welche mir jedoch nichts Näheres bekannt wurde.

Sobald der Mörder ermittelt ist, muss er von seinem Dorfe ausgeliefert werden. Hat er sich in die Wälder geflüchtet, so wird eifrig Jagd auf ihn gemacht, und meist gelingt es, ihn zu fangen. Dann wird er gebunden und möglichst viele Männer schiessen zugleich auf ihn, damit es heisse: »Das Volk hat ihn getödtet.« Früher soll ein Mörder im Walde ausgesetzt und dem Verhungern preisgegeben worden sein.

Kann der Mörder nicht ermittelt werden, oder gelang es ihm zu entkommen, so wird das Dorf verantwortlich gemacht. Dann muss dasselbe eine Zahlung von Ziegen und Muschelgeld im Werthe von circa 16 Lv. Sterling leisten. Der grösste Theil dieses Strafgeldes entfällt auf Moka, der auch das bewegliche Vermögen eines Mörders einzieht.

Diebstähle sind nicht häufig, wer etwas Werthvolles stiehlt, wird zu einer Geldstrafe verurtheilt. Wer nur Nahrung stiehlt, wird ausgelacht.

Nachdem der geringfügige Handel der Bube in einem anderen Abschnitte besprochen werden soll, bleibt uns hier nur übrig, der religiösen Anschauungen zu gedenken. Bei einem Volke, dessen ganzes Leben und Sein mit einer grossartigen, ursprünglichen Natur verbunden ist, belebt die Phantasie bald die einsamen Wildnisse mit überirdischen Wesen, mit Geistern. Auf der Höhe des Pic, in den tiefen Thalschluchten, in den Flüssen, Lagunen und Kraterseen der Heimat erblickt der Aberglaube der Bube die Wohnsitze der Seelen Abgeschiedener, sowie vieler koboldartiger Geschöpfe. Nachts wird die Hütte sorgfältig geschlossen, denn der Waldteufel treibt sein Unwesen, oft zieht er heulend durch die stillen Dörfer und zerrt an den Schuberthüren der Hütten. Dann kann man einen Bube mit wildem Geschrei aus dem Hause springen und mit dem Zauberstocke wüthend auf den unsichtbaren Nachtgeist einhauen sehen.

Auf der Höhe des Pic thront der Geist O-Wassa, nach welchem der Gipfel benannt ist. Besondere Verehrung

wird dem Geiste Lobe zu theil, der seinen Sitz in dem kleinen Kratertümpel am Nordhange der Cordillera aufgeschlagen hat. Verschlungene Pfade führen zu dem heiligen See, die jedoch während der nassen Zeit völlig verwachsen sind. Dem Lobe werden öfter Schafe und Ziegen geopfert, und ihm zu Ehren schlingt der Bube das biegsame Sumpfgras aus seinem See um den Nacken. Seit ein Weisser (ein englischer Methodisten-Missionär) den kleinen See besucht hat, soll Lobe's Ansehen übrigens sehr gesunken sein. Noch heiliger ist der See bei Riabba, aus welchem der Uapa entspringen soll. Er ist, wie man sagt, klein und langgestreckt und liegt in einem Felsschlunde, dessen Abhänge nur mittels Bastseilen gangbar gemacht werden können. Auch er ist in der nassen Zeit unerreichbar. Wer diesem See die richtigen Opfer darbringt, der sieht auf seinem Grunde die Zukunft. Moka selbst ist der Priester dieses Sees, keinem Weissen oder Poto und nur wenigen Bube ist es gestattet, denselben zu besuchen. Zu den Geistersitzen gehört auch eine Felsgrotte am Meere bei Banni, deren Eingang nur bei Ebbe frei liegt. Auf diese Grotte bezieht sich wohl die etwas romantische Erzählung, welche ein Potomann Janikowski berichtete, und die letzterer im »Bulletin de la société géographique de Paris« wiedergibt. Den Geisterdienst besorgen die Zauberdoctoren, welche auch die Amulette anfertigen, die gegen mannigfache Krankheiten und Gefahren schützen sollen. Sie sind es auch, welche die Tätowirung der Kinder vollziehen und die Kunst des Regenmachens betreiben. Auch von einer geheimen religiösen Sprache ist die Rede, welche, wie bei so vielen Bantustämmen, auch bei den Bube bestehen soll. Die Beschaffung sicherer Daten darüber wäre zwar schwierig, aber höchst wichtig und geeignet, Licht auf den Ursprung der Bube zu verbreiten.

Ausser den Amuletten sollen wohl auch die sogenannten Dschu-Dschus vor den Geistern und der Zauberei schützen. Der Weg zu einem Dorfe führt fast immer durch ein niedriges Thor aus Stöcken, Palm- oder Baumfarrenstämmen, an welchem zahlreiche Federn, Muscheln, Hörner etc. angebracht

sind. Oft muss man auch noch einen niedrigen, aus frischen Bananenblättern geflochtenen Zaun passiren. Im Dorfe selbst sieht man an besonderen Stangen Schneckenschalen, Korbböden, Kalebassen und ähnlichen Kram aufgehängt. — Zu Bantabaré sah ich selbst mitten im Dorfe eine Stange aufgerichtet, an welcher der Cadaver einer Ziege hing, der widerlichen Gestank verbreitete. Von Zeit zu Zeit (nach Bastian [1]) und Hutchinson [2]) zur Yams-Ernte also im November) feiert jedes Dorf ein religiöses Fest, während welchem alle Wege nach demselben mit Grasverhauen abgesperrt werden. Keinem Fremden ist gestattet, einen solchen Verhau zu passiren.

Von den Festen (Lobos) konnte ich nur erfahren, dass dabei viel gegessen und getrunken werde, was sonst noch geschieht, ist unbekannt. Doch scheint es zweifellos, dass Grausamkeiten bei den religiösen Gebräuchen der Bube nicht üblich sind. Im Walde sieht man öfter kleine, völlig leere Hütten, die den Geistern errichtet werden.

Diese wenigen fragmentarischen Notizen sind Alles, was ich über die Religion der Bube sicher erfahren konnte.

Ich könnte nun freilich die Lücken mit abenteuerlichen Erzählungen ausfüllen, welche die Potoneger Sta. Isabels dem leichtgläubigen Fremden in reicher Zahl aufzutischen pflegen. Ich halte dies jedoch für überflüssig und berichte hier nur, was der Missionär Mr. Barleycorne, der lange unter den Bube gelebt, mir über das Wesen des Glaubens derselben mittheilte. Die Bube erkennen die Existenz eines obersten Gottes (Watakinaa), halten denselben jedoch für so erhaben, dass er ihrer Verehrung entrückt ist. Daneben glauben sie an einen obersten guten und bösen Geist. Der gute Geist ist eben seinem Wesen nach ohnehin gut und bedarf keiner Opfer, weit grösserer Aufmerksamkeit erfreut sich der böse Geist, dem all das niedere Geistervolk der Wälder unterthan ist. Fetischfiguren sind den Bube unbekannt.

---

[1]) Ein Besuch in S. Salvador, Bremen 1859 p 319.

[2]) Tenyears wanderings a mong the Ethiopians. London. 1861.

Damit schliessen meine Betrachtungen über die Bube, die Ureinwohner von Fernando Póo. Ich habe in denselben ein Volk kennen gelernt, welches zwar im tiefsten Urzustande lebt und vom Aberglauben umnachtet ist, dennoch aber menschlicher Regungen und wahrhaft grosser Ideen fähig ist. Ein berühmter Forschungsreisender hat einmal Afrika ein »Land der Contraste« genannt. Es gibt vielleicht wenige Stämme, für welche dieses Wort so angebracht wäre wie für die Bube. Kann es einen grösseren Contrast geben, als wenn ein Volk einerseits so zurück ist, dass die einfachsten Industrien, die gebräuchlichsten Culturpflanzen ihm fremd blieben, während andererseits eine hohe Moralität, Landfrieden, und das Volksgericht es über Völker stellt, deren sonstiger Culturzustand dem ihrigen weit überlegen ist.

# IV.

Entdeckung der Insel Fernando Póo. — Die Zeit der portugiesischen Herrschaft. — Abtretung an Spanien. — Die ersten spanischen Expeditionen. — Besetzung durch die Engländer bis 1841. — Spanische Gouverneure. — Jesuitenmission. — Colonisationsversuche. — Don Julian Pellon y Rodriguez. — Pic-Ersteigungen. — Lage von Sta. Isabel. — Die spanischen Gouvernementsbeamten. — Wirkungskreis derselben. — Spanische Colonisten. — Cubanos. — Die katholische Mission. — Die Potoneger. — Abstammung. — Moralität. — Verarmung. — Arbeitsscheu. — Lebensweise. Aussichten Sta. Isabels. —

Wie bekannt, verdankt Afrikas Westküste ihre Erforschung dem Bestreben der Portugiesen, auf dem Seewege die fabelhaften Schätze Ostindiens zu erreichen. Nachdem schon Anfangs des 15. Jahrhunderts mehrere Entdecker die nördlichen Küstenstriche befahren und Pedro de Cintra und Soeiro de Costa das Cap von Sierra Leone erreicht hatten, schloss 1469 der König von Portugal, D. Alfonso V., einen wichtigen, die westafrikanischen Küsten betreffenden Vertrag mit dem Lissaboner Handelsherrn Fernam Gomez. Er ertheilte demselben darin das Privilegium des Handels an der afrikanischen Küste für 5 Jahre unter der Bedingung, dass er während dieser Zeit bis 500 Leguas südwärts von Sierra Leone Seefahrer zu entsenden habe. Diesem Umstande ist die Entdeckung der Guinea-Inseln zu danken.

Am St. Thomas-Tage (21. December) 1470 entdeckten Gomez' Schiffscapitäne Pedro de Escobar und Juan de Santarem die Insel São Thome, am Neujahrstage 1471 fanden sie ein kleines Eiland, das sie Annobon benannten und am 12. Jänner wiesen sie die Existenz der Insel Principe nach. Im nächsten Jahre 1472 war es, dass der Portugiese Fernam

do Poo im Dienste Gomez' die Biafra-Bai besuchte und die grösste der Guinea-Inseln entdeckte. Von diesem Seefahrer, welcher, wie Wilson[1]) angibt, in der Nähe der Insel starb, ist wenig mehr bekannt, als dass er die Insel nach ihrer tropischen Schönheit »ilha Hermosa« nannte, ein Name, der jedoch bald in den ihres Entdeckers umgewandelt wurde. Die offizielle spanische Schreibart lautet heute Fernando Póo, von anderen Nationen wird für das zweite Wort auch die Orthographie Po, Poo, Poó, ja selbst Pô und Pão angewendet. Unter portugiesischer Herrschaft hat Fernando Póo niemals eine Bedeutung erlangt. Zwar sollen an der Concepcions- und Sta. Isabel-Bai Factoreien bestanden haben, doch waren die Bube schon damals scheu und zogen es vor, lieber ihre Wohnsitze von der Küste nach dem Innern zu verlegen, als die portugiesischen Kaufleute in ihren Bestrebungen zu unterstützen, welche allerdings meist auf Sclavenerwerb gerichtet waren. 1637 wurde die Niederlassung von holländischen Piraten zerstört, muss aber später wieder bestanden haben, da der Spanier D. José Varela noch 1780 Ruinen einer kleinen Colonie an der Concepcions-Bai fand. Derselbe Reisende berichtet, dass die Bube die Flüsse vergiftet hätten, um den Portugiesen zu schaden und dass sie nie die Sprache oder Herrschaft dieser Nation angenommen hätten.

1777 schloss die Königin von Portugal Doña Maria I. mit dem Könige von Spanien Don Carlos III. einen Vertrag[2]) ab, der am 11. März ratificiert wurde. Durch denselben wurden die Inseln Fernando Póo und Annobon an Spanien abgetreten, wofür Portugal die Insel Catalina und die Colonie Sacramento in Südamerika erhielt. Am 21. April landete eine stattlich ausgerüstete Expedition unter Conde de Argelejos, bei jener schönen Einbuchtung im Westen der Insel, welche sie nach dem Patrone des Königs von Spanien

[1]) Rev. J. L. Wilson, Western Africa. London. 1856. p. 352 ff.

[2]) Vid. die interessante historische Studie von Don José Gómez y Sanjuán, »Posesiones españolas del Golfo de Guinea« (Bol. d. l. sociedad geografica de Madrid, Bd. XV 1883, pag. 381—396.)

Bahia de San Carlos benannten. Am selben Tage wurde im Beisein portugiesischer Marine-Behörden die spanische Flagge auf Fernando-Póo gehisst. Conde de Argelejos sollte einer der ersten Spanier sein, der dem Klima der neuen Colonie erlag, sein Grab befindet sich in der Nähe des Caps, das nach ihm »Punta de Argelejos« benannt wurde. An seiner-statt nahm Don Joaquín Primo de Rivera das Commando und verlegte den Sitz der Regierung nach der Concepcions-Bai.

Als Ende 1782 von 547 Mann, welche die Expedition gebildet, 370 gestorben waren, brach eine Meuterei aus, die Mannschaft nahm Rivera gefangen und segelte mit dem Schiffe nach Montevideo in Südamerika. In Anbetracht der erlittenen Verluste wurde den Meuterern später vom Könige Amnestie zutheil. Merkwürdig ist, dass sich bei den Bube von Riabba die Erinnerung an diese Ereignisse, allerdings mythenhaft verschleiert, erhalten hat. Sie erzählen, dass vor langer Zeit zahlreiche Weisse nach der Concepcions-Bai gekommen seien, um alle Bube zu unterjochen. Da machte der König der Bube einen mächtigen Zauber, ein Theil der Weissen erlag sofort, zwischen den anderen entbrannte heftiger Zwist, so dass sie sich untereinander zerfleischten. Noch zeigt man heute an der Concepcions-Bai den Fluss, der die feindlichen Parteien trennte, und eine kleine Kanone aus jener Zeit wird im Dorfe Gross-Boloco aufbewahrt. Später — fährt die Ueberlieferung fort — zogen alle Weissen ab, hetzten jedoch den Dualla-König Akwa von Kamerun, den Vorfahren des jetzt regierenden Königs Akwa gegen die Bube auf, der mit zahlreichen Canoes nach Fernando Póo kam und dortselbst ein Blutbad unter den Bube anrichtete.

Für lange Jahre wurde die Insel nun von Spanien völlig ihrem Schicksale überlassen. Englische Marine-Capitäne, wie Bullen und Lawson 1783 und Robertson 1819, besuchten dazwischen dieselbe und waren die einzigen, welche Nachrichten von Fernando Póo brachten und die Insel ihrer günstigen Lage wegen der Aufmerksamkeit der englischen Regierung empfahlen. Im Jahre 1827 beschloss denn auch

die englische Admiralität, das Tribunal gegen den Sklavenhandel von Sierra Leone nach dem besser gelegenen Fernando Póo zu verlegen, das ja von der spanischen Regierung vollständig aufgegeben schien. Sir Richard Owen wurde zur näheren Untersuchung der Insel entsandt. Unter seiner Leitung führte Lieutenant Badgley auf dem Kriegsschiffe »Eden« die Küstenaufnahme der Insel durch, welche heute noch von keiner besseren ersetzt wurde. Bald darauf wurde von den Engländern Port Clarence (jetzt Sta. Isabel) gegründet und das Tribunal dortselbst installirt. Die auf den gekaperten Sklavenschiffen befindlichen Negersklaven (aus Calabar, Kamerun, vom Congo, Angola etc.) wurden zu Port Clarence in Freiheit gesetzt und bilden den Hauptstock der englisch sprechenden Negerbevölkerung, welche heute Sta. Isabel und einzelne Küstenplätze der Insel bewohnt und von den Bube »Poto« genannt wird. Der langjährige Einfluss der Briten war es, welcher der Insel den englischen Charakter gegeben hat, den sie bis heute trägt. Die Muttersprache der Potoneger ist englisch, selbst die wenigen Bube, die eine europäische Sprache verstehen, können ausnahmslos nur englisch und nicht mit Unrecht hat man gesagt, dass auf Fernando Póo Alles englisch sei mit Ausnahme der Regierung.

Bevor die Engländer daran gingen, sich durch weitere Anlagen auf der Insel festzusetzen, hielten sie es für angezeigt, bei der spanischen Regierung Schritte zur völligen Abtretung derselben zu machen.

Sie trugen derselben 1831 die Insel Vieques im Antillenmeere unweit Porto-Rico zum Tausch gegen Fernando Póo an. Der Antrag wurde abgewiesen und die Engländer veranlasst, 1832 die Insel zu räumen, worauf der englische Consul als einzige europäische Autorität auf Fernando Póo zurückblieb. 1839 bot England der spanischen Regierung 50.000 Lv. Sterlings für die beiden Inseln Fernando Póo und Annobon. Dieselbe erwiderte, dass man nicht daran denke, die spanische Krone dieser Besitzungen zu berauben. Hierauf bot England 60.000 Lv. Sterlings; der Stolz der Spanier

schien gebrochen und die Regierungen waren schon einig, als die spanischen Cortes 1841 entschieden gegen diesen Handel protestirten, worauf alle Verhandlungen rückgängig gemacht und die Insel in spanischen Besitz belassen wurde. Der englische Consul Beecroft wurde zum spanischen Gouverneur ernannt und erwarb sich Verdienste um die Herstellung geordneter Zustände in der kleinen Haupstadt.

1841 wurde auch die spanische Brigantine »Nervion« unter Don Juan José de Lerena nach den Fernando Póo und den übrigen spanischen Besitzungen im Golfe von Guinea ausgesandt.

Lerena setzte den Namen Sta. Isabel an die Stelle von Port Clarence und trachtete überhaupt sehr energisch, die fast vergessene spanische Autorität wieder geltend zu machen. Er traf schon Missionäre der englischen Baptisten-Mission auf der Insel, welche 1792 gegründet, seit 1813 in Jamaica thätig war und 1841 die Missionäre Clarke und Dr. Price nach Fernando Póo entsandte. Diesen gegenüber zeigte sich Lerena sehr liberal und sicherte völlige Religionsfreiheit. Der Einfluss der Baptisten wuchs besonders 1843, wo Saker an ihre Spitze trat, sehr. Fast alle Einwohner von Clarence waren Protestanten und die Mission regierte nahezu unumschränkt im Städtchen. Auch den Bube trachtete sie sich zu nähern und Clarke arbeitete eine kleine Grammatik[1]) der Sprache derselben aus. Diese Thätigkeit wurde einigermassen beeinträchtigt durch das Eintreffen der Corvette »Venus« unter Don Nicolas de Manterola 1845. An Bord derselben befand sich auch Don Alfonso Guillemar de Arragon, der als spanischer Delegirter die Insel inspicirte. Er studirte eingehend die gottesdienstlichen Gebräuche der protestantischen Secten, die dem frommen Katholiken natürlich als Teufelszauber erschienen und verfasste einen höchst originellen Bericht an seine Regierung, der sich etwa so liest, wie wenn

---

[1]) Clarke J. Introduction to the Fernandian Tongue. Berwick upon Tweed 1848.

ein Reisender das Fetischwesen eines wilden Stammes darstellen würde.

Auch er verbot die öffentliche Ausübung protestantischer Religionsgebräuche. Er war es auch, der den Namen Sta. Isabel definitiv an die Stelle von Port Clarence setzte und mit Einführung einer spanischen Küstennomenclatur begann.

Bei ihrer Abreise liess die Corvette »Venus« zwei spanische Missionäre auf der Insel zurück. Die Lage derselben war jedoch eine so hilflose, dass sie, trotz der Unterstützung des Gouverneurs, des Holländers Lynslager, schliesslich in völlige Abhängigkeit von ihren mächtigen Concurrenten, den Baptisten, geriethen. Als 1846 der ältere Missionär Don Jeronimo Usera y Alarcon erkrankte, verliessen beide Priester wieder Fernando Póo[1]).

1856 kamen abermals katholische Jesuitenmissionäre nach Fernando Póo, deren einsichtsvoller Präfect Padre Don Miguel Martinez y Sanz sich mit dem Studium des Bubevolkes beschäftigte, ein Lexicon ausarbeitete und ein kleines Buch über die Insel publicirte[2]).

Als die Mission im Begriffe war, sich bei den Bube zu installiren, wurde sie beim Ausbruche der Revolution in Spanien aus der Colonie ausgewiesen.

1858 wurde Don Charles Chacon als erster spanischer Gouverneur der Insel eingesetzt, welche von da ab stets unter spanischer Verwaltung blieb. Derselbe drang energisch auf die genaueste Befolgung der Guillemar'schen Verordnungen betreffs der protestantischen Religionsgebräuche. In Folge dessen beschlossen die Baptisten, die Insel zu verlassen und gründeten unter Saker 1858 die kleine Missionsrepublik Victoria am Festlande. Später (1861) zahlte die spanische Regierung der englischen Baptisten-Mission 30.000 Mark

---

[1]) Vid. Usera y Alarcon, Memoria de la Isla de Fernando Póo Madrid 1848.

[2]) Don Miguel Martinez y Sanz, Breves Apuntes sobre la isla de Fernando Póo en el Golfo de Guinea, Madrid 1859.

Schadenersatz für confiscierte Gebäude in Fernando Póo. Doch zeigten die schwarzen Baptisten in Sta. Isabel wenig Lust, ihre Heimat zu verlassen und nach Victoria zu übersiedeln, so dass letztere Colonie 1862 nur 82 Einwohner zählte, von denen die Hälfte Kinder waren. Bekanntlich führte die von der englischen Baptisten-Mission und ihren pietistischen Grundsätzen sclavisch abhängige Miniaturniederlassung Victoria ihr selbstständiges Scheindasein bis 1886, wo sie der deutschen Colonie Kamerun einverleibt, und die Mission an die Baseler Missionsgesellschaft abgetreten wurde.

Das englische Consulat, das noch mehrere Jahre zu Sta. Isabel bestand, wurde später nach Old Calabar verlegt, das Kohlendepot für englische Kriegsschiffe wird jedoch von der Firma John Holt weitergeführt. Ein deutsches Kohlendepot, von dem öfters die Rede war, hat niemals auf der Insel bestanden, doch mögen wohl auch deutsche Schiffe aus dem Holt'schen Magazin öfters Feuerungs-Material bezogen haben.

Anfang der Sechzigerjahre fallen die mehrfachen Ersteigungen des Pic von Sta. Isabel. Nachdem Beecroft 1843 wohl die erste »touristische« Ersteigung des Gipfels ausgeführt, folgten 1861 der Spanier Don Julian Pellon y Rodriguez und der deutsche Botaniker Mann (der den Gipfel successive siebenmal erstiegen hat), der Engländer Richard F. Burton (1862) und einige Missionäre und Kaufleute.

Wenn man einige total missglückte Colonisations-Versuche der spanischen Regierung, bei welchen mehr als 20% der spanischen Colonisten starben und die übrigen heimkehren mussten, sowie die Einführung farbiger Deportirter aus Cuba erwähnt, so dürfte man die ebenso kurze als glanzlose Geschichte der Insel Fernando Póo erschöpft haben. Stets war die Colonie ein Stiefkind des spanischen Mutterlandes gewesen, dessen Herrschaft nie weiter als in die nächste Umgebung Sta. Isabels reichte, und das zur Erforschung und Exploitierung der Insel so gut wie nichts beigetragen hat. Zwar haben einige Male spanische Schiffe die Insel umschifft, und der obgenannte Verwaltungscommissär Don Julian Pellon y Rodriguez berichtete ausführlich über

seine und seiner Vorgänger Erfahrungen auf der Insel.[1]) Die Projecte, welche er jedoch auf Grund derselben machte, verliefen unbeachtet im Sande.

---

[1]) Sein officieller Bericht in 10 Foliobänden befindet sich als Manuscript im Ministerio del Ultramar zu Madrid und wurde mir durch die Güte der spanischen geograph. Gesellschaft zugänglich. Derselbe ist betitelt: Descripcion General de Fernando Póo y sus dependencias precedida de una reseña general sobre el Golfo de Guinea y acompanada de varios planos y mapas, escrita en virtud de Real orden de 23 de Noviembre 1865 por Don Julian Pellon y Rodriguez, Comissario Especial de Fomento de la citada colonia. Die Handschrift wurde 1871 vollendet und enthält grösstene theils Gouvernementsberichte und nur wenig brauchbares Material. Dieselbe ist in vielen Theilen unvollständig.

# VITA.

Ich, Verfasser dieser Abhandlung, bin am 25. Juni 1864 zu Wien geboren, besuchte dortselbst das Gymnasium und die Realschule und legte 1883 die Maturitätsprüfung an der k. k. Staatsoberrealschule im III. Bezirke der Stadt Wien ab. Nachdem ich schon vorher zahlreiche Hochtouren in den Alpen unternommen, trat ich 1883 eine geographische Studienreise nach Montenegro und Türkisch-Albanien an. 1883—84 begann ich meine geographischen und naturhistorischen Studien an der Universität Wien, indem ich gleichzeitig meiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger Genüge leistete und im November 1884 zum k. k. Lieutenant i. d. Reserve ernannt wurde. 1884—85 setzte ich meine Studien fort, besuchte die zoologische Station in Triest und betheiligte mich 1885—87 im Auftrage der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien als Geograph an der österreichischen Congo-Expedition. Im Wintersemester 1887—88 studirte ich an der Universität Leipzig und besuchte vorzugsweise die Collegien der Herren Professoren Dr. Ratzel und Geheimrath Dr. Zirkel. Die Ergebnisse meiner Reisen und geographischen Studien wurden bereits in mehreren Abhandlungen, in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, Petermann's Mittheilungen und anderen Fachblättern veröffentlicht.

Druck von Joseph Roller & Comp. in Wien.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00064 1696